P.O. germ. 1361

<366032651700 10

Bayer. Staatsbibliothek

O. germ.
361.

Kf. Bb. Gnesen, p. 369.

PO gen.
1361

nach Raphael

S. Wallerius f.

Neujahrs

Taſchenbuch

von

Weimar,

auf das

Jahr 1801.

Herausgegeben von Seckendorf.

Weimar,

gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Neujahrs
Taschenbuch
1801

49 BS dir

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paläofron

und

Neoterpe.

Ein Festspiel

zur Feier des 24. Oktobers 1800.

von Göthe.

BIBLIOTECA
REAL
MONACENSIS

Der *Herzogin Amalia von Sachſen Weimar* widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Abſicht, an alte bildende Kunſt zu erinnern und gleichſam ein bewegliches, belebtes, plaſtiſches Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die

Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Rezitazion, auf Kleidung, Masken und mehre Umſtände berechnet war.

Um jedoch wenigſtens die Einbildungskraft des Leſers einigermaſsen zu beſtimmen, wird eine bedeutende Situazion, worin beide Hauptfiguren, nebſt denen ſie begleitenden vier Masken, zuſammen erſcheinen, nächſtens, in Kupfer geſtochen und illuminirt, wahrſcheinlich durch den Weg der *Zeitung für elegante Welt*, welche von Voſs und Komp. in Leipzig angekündigt iſt, verbreitet werden.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denſelben ein Aſil, durch eine niedrige Mauer bezeichnet, auſserhalb, an dem Fortſaze der Mauer, ein ſteinerner Seſſel.

Neoterpe,

(mit zwei Kindern in Karaktermasken.)

Zum frohen Feſte find' ich feine Leute
hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt
herein,
Ob ſie mir und den meinen guten Schuz
vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr
bedarf.

Zwar wenn ich komme, Gaſtgerechtigkeit
zu flehn,
Könnte man auch fordern, daſs ich ſagte,
wer ich ſei.
Doch dieſes iſt viel ſchwerer, als man
etwa denken mag.
Zu leben weiſs ich, mich zu kennen,
weiſs ich nicht;
Doch was ſo manche Leute von mir ſagen,
weiſs ich wol.
Die einen haben mich die neue Zeit ge-
nannt,
Auch manchmal heiſs ich ihnen Genius
der Zeit,
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen
wandl' ich fort,

Und wär ich nicht, ſo wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich ſo nötig als erfreulich bin;
So wandelt *doch* ein Alter immer hinter mir,
Der *mich* vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit ſeinem langſam, langbedächtgem Schritt
Mich zu erreichen glückte; doch ſo hezt er mich
Von einem Ort zum andern, daſs ich nicht ſo froh,
Mit meinen artigen Geſpielen mich, der Luſt
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.

Nun hab ich mich hierher gerettet, wo
mit Recht
Man sich des schönsten Tags zu freun ver-
sammelt ist,
Und denke Schuz zu finden vor dem wil-
den Mann
Und Recht, ob gleich er stärker ist als
ich.
Drum werf' ich bittend mich an dem
Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin,
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kin-
der ihr,
Die ihr, zu mir gefellt, ein gleich Ge-
schick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten
dürft.

Paläofron,

(auf zwei Alte in Karaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu ſeinen Begleitern.)

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausge-
ſpürt,
Und nicht vergebens wenden wir den
Fuſs hierher;
Denn ſeht! ſie hat ſich flehend an den
Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich iſt.
Doch wenn er gleich ſie ſchüzt und ihre
leidge Brut;
So wollen wir ſie doch belagern, daſs ſie
ſich
Von ihrem Schuzort nicht entfernen darf,
wofern
Sie nicht in unſre Hände ſich zu geben
willig iſt.

Drum führet mich zum Seffel, dafs ich mich
Ihr gegenüber fezen und bedenken kann,
Wie fern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen fie vermag.
(er fezt fich und fpricht zu den Zufchauern)
Und ihr, die ihr vielleicht in euren Schuz fie nehmt,
Dieweil fie lieblich ausfieht und bethulich ift,
Und einem jeden gern nach feiner eignen Art erfcheint,
Erfahret, welch ein Recht fie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht fagen, dafs fie meine Tochter fei;

Doch hab' ich, als ein Oheim, immer
Vaterrecht auf sie,
Und kann behaupten, dafs aus meinem
Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern ange-
hört.
Im allgemeinen nennt man mich die alte
Zeit,
Und wer besonders wol mir will, der
nennt mich auch
Die goldne Zeit, und jeder will in seiner
Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich jung,
wie er,
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen
sein.
Auch hör' ich überall, wohin ich hor-
chend nur

Die Ohren wende, mein entzükkend
grofses Lob.
Und dennoch kehret jedermann den Rük-
ken mir
Und richtet emfig fein Geficht der neuen
zu,
Der jungen da, die, fchmeichelnd, jegli-
chen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk
fich drängt.
Drum hab ich fie, mit diefen wakkeren
Gefellen hier,
Verfolgt und in die Enge fie zulezt ge-
bracht.
Ihr fehr es hoffentlich zufrieden an,
Dafs ich ein Ende mache folchem Fre-
velgang.

Sie.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden,
Auf dem reinlichen Altare,
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süſses Jubelfeſt begünſtigt;
Ward an dieſer heilgen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben;
O! ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh der zarten *Kleinen* Jammer!
Steh uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wütrich bei.

Er.

Wenn ihr freventlich so lange,
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geschwärmet,
Und zulezt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben;
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Eurentwillen sich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes, süsses Püppchen!
Samle nach dem eignen Herzen
Die zerstreuten Blikke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühlest, deiner Not zu raten;
Wende seitwärts, wende hieher,
Nach dem alten, immer strengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Trost und Glück.

Sie.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſten-
mal ſo nah
Ins Auge faſſe, nicht die allerhäſslichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn
ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freund-
lich ſpricht,
Und edel ausſieht, daſs man eines Gött-
lichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden
muſs.
Ich dächt', ich wendete mich um und
ſpräch ihn an!

Er.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von
ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die
läppiſche

Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die ver-
haſst mir iſt;
So müſst ich wünſchen, immer an der
Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehen, die, der
Hebe gleich,
Der Jugend Becher aus den holden Augen
gieſst.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht,
ſo iſts an mir.

Sie.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden,
iſt es wol
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche
Not
Bereitet iſt und ich des edlen Mannes
Kraft,

Die mich beſchüzen ſollte, mir als ärg-
ſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hofft' ich
nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört'
ich ſtets:
Der Jugend Führer ſei das Alter; bei-
den ſei,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln,
Glück beſcheert.

Er.

Dergleichen Reden hören freilich gut
ſich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jezt nicht berühren will. Doch
ſage mir!
Wer ſind die Kreaturen beide, die, an dich

So feſt geſchloſſen, durch die Straſsen ziehn?
Du ehreſt dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Sie.

Die guten Kinder! beide haben das Verdienſt,
Dafs ſie, ſo ſchnell, als ich, durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Plaz, als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt;

Gelbſchnabel heiſst man dieſen! heiter tritt er auf
Und hat nichts arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heiſst man Naſeweis, der, flink und raſch,
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten, zarten Kindern nur
Gehäſſig ſein? die ſeltne Lebenszierden ſind.
Doch, daſs ich das Vertraun erwiedre, ſage mir!
Wer ſind die Männer? die, nicht eben liebenswert,
An deiner Seite ſtehn, mit düſterm, wilden Blick.

Er.

Das Ernſte kommt euch eben wild und düſter vor,
Weil ihr, gewohnt an flache, leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daſs in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muſs fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck

Mit ganz besondern, wunderlichen Farben sehn,
Die Sonne rot, die Frühlingsblätter braun
und falb.
So sagt er wenigstens, und scheint gewiss
zu sein,
Dass das Gewölb des Himmels nächstens
brechen wird.
Doch dieser, den man Haberecht mit
Recht genannt,
Ist seiner tiefgegründeten Unfelbarkeit
So ganz gewiss, dass er mir nie das lezte
Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Übung mir der Redekunst,
Der Lunge, ja der Galle, das gesteh ich
gern.

Sie.

Nein, ich werd' es nie vermögen,
Dieſe wunderlichen Frazen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn.

Er.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen,
Thät' ich es von Herzen gern.

Sie.

Wüſst' ich meine kleinen Schäze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir ſie ſpaziren führte;
Mir geſchäh ein groſser Dienſt.

XXV

Er.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bis-
her verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich ver-
drieſsen muſs.
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher
Mann und lehrt,
Und ruft: ihr Bürger merket auf mein
wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt, was den Menſchen
glücklich macht.
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein
Übel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gu-
tes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und
fändet ihr,

Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingestürzt
Ameisen gleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.
So spricht er thöricht und erreget mir das Volk.
Und niemand sizt mir an der Strasse mehr und klagt,
Und niemand stickt in einem Winkel jammervoll.

Ich brauche nicht hinzu zu ſezen, eile hin!
Und ſteure dieſem Unheil, wenn es mög-
lich iſt.
(Griesgram ab.)
Dich aber, edler Haberecht, beleidigt
man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an
dem Markt
Läſst ſich ein Fremder hören, welcher
ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein
Recht,
Weil er es immer haben und behalten
will.
Es habe Niemand Recht, als wer den
Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, andre zu verſtehen
weiſs,

Wenn er auch gleich von andern nicht
verſtanden wird.
Dergleichen kezeriſche Reden führet er —
(Haberecht eilig ab.)
Du eileſt fort zu kämpfen? ich erkenne
dich!

Sie.

Du haſt die beiden wilden Männer fort-
geſchickt,
Um meinet willen merk' ich wol iſt es
geſchehn,
Das zeiget gute Neigung an, und ich
fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen
hier, die dir
Verdrieſslich ſind, hinwegzuſchikken,
wenn ich nur

Auch ſicher wäre, daſs Gefahr und Not
ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke
gehn.

Er.

Kommt nur! ich geb euch beiden ſiche-
res Geleit.
(die Kinder treten aus dem Aſil vor den Altar)
Geht nur ihr Kinder! doch erfüllet mein
Geſez,
Das ich euch wolbedächtig gebe, ganz
genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie
der Naſeweis
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege
gehn.
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

Sie.

(die aus dem Aſil tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſezt)

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an, und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſein.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Er.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.

Den Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne fäh ich ihn,
Auf deinen Lokken, wonnevoll.

Sie.

Verſuchen wirs und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn,
Ausſchlieſsend wir uns angemaſst.
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(ſie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Er.

(der den Eichenkranz herabnimmt)
Und ich den meinen ebenfalls,
Und, mit des Kranzes Wechſelſcherz,
Sei zwiſchen uns ein ewger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt.
(er ſezt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, dafs ich nicht
Der edlen Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(sie sezt ihm die Rosenkrone aufs Haupt.)

Er.

Der Rosenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, dafs auch mir,
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Sie.

(indem sie aufsteht und vortritt.)

Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich
gelebt.

Er.

(indem er aufſteht und vortritt.)

Die Jugend ſchäz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Sie.

Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Er.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süſsigkeit.

Sie.

Aus harter Schale ſei der ſüſse Kern für mich.

Er.

Von meiner Habe mitzutheilen ſei mir Pflicht.

Sie.

Gern will ich ſammeln, daſs ich einſt auch geben kann.

Er.

Gut iſt der Vorſaz, aber die Erfüllung ſchwer.

Sie.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Er.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Sie.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Er.

Und unsern Bund hat Sie begründet in

der Stadt.

Sie.

Ich nehme diesen Kranz herab und reich'

ihn Ihr.

Er.

Und ich den meinen.

(sie nehmen die Kränze herunter und

halten sie vor sich hin.)

Sie.

Lange lebe! Würdige!

XXXVI

Er.

Und fröhlich lebe! wie die Rose Dir es winkt.

Sie.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

I.

D. Fenks Leichenrede

auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau.

D. Fenk hielt die Predigt im Kloſter Hopf an die Patres, da ſie aſſen. Schon vor acht Jahren hab' ich jedermann in der unſichtbaren Loge *) berichtet, daſs er vorher in der Kloſterkirche die Diſpoſizion dazu entworfen, während daſs man

*) I. B. S. 114.

den Magen beifezte. Seit dem las ich in Mofers Archiv, dafs aus Leichenpredigten auf Fürften vieles von ihrer Gefchichte zu fchöpfen fei; ich vertheile daher mit Freuden einige Exemplare vom Sermone an die Welt, zumal da man mich feft verfichert, dafs felber der Konfiftorialdirektor Fromman, der (nach Mofer) fieben tauferd fürftliche Leichenpredigten aufgefpeichert, die D. Fenkifche noch nicht hat erwifchen können.

Die Patres im Klofter Hopf verdienen hier meinen öffentlichen Dank und Preis, dafs fie den Spafs, der den ernften Mann oft mitten in der Trauerrede auf den hohen Magen überfiel, ganz gut verftanden und vergeben haben. Diefes vermag die katholifche Kirche leichter als unfere. Gerade in die andächtigften Zeiten fielen die Narren- und Efelsfefte, die Myfterienfpiele

und die Spaſspredigten am erſten Oſtertage, blos weil da das Ehrwürdige noch ſeinen weiteſten Abſtand von dieſen Traveſtirungen behauptete, wie der xenofontiſche Sokrates vom ariſtofaniſchen. Späterhin verträgt die Zweideutigkeit des Ernſtes nicht mehr die Annäherung des Scherzes, ſo wie nur Verwandte und Freunde, aber nicht Feinde einander vor den komiſchen Hohlſpiegel führen dürfen. —

Fenk machte ſchon vor dem Eſſen die Patres dadurch aufmerkſam, daſs er anmerkte, er würde nie, wenn er auf dem Throne ſäſse und davon tod herunterſänke, ſich in ſo groſsen breiten Bruchſtükken begraben laſſen wie die öſterreichiſchen Erzherzoge, nämlich nie, wie dieſe, blos Herz und Zunge in die Lorettokapelle bei der Hofkirche zu den Auguſtinern, Eingeweide und Augen in die h. Stefanskirche

und den Torſo in die Gruft bei den Kapuzinern: — ſondern jeder Stummel, ſchwur er, und jede Subſubdiviſion ſeines Gemächs müſste wie vom Oſiris in ihren eigenen Gottesakker einlaufen. Denn — fragt' er die Väter — warum ſoll ein Regent nicht nach dem Tode eben ſo gut überall in ſeinem Lande ſein, wie vorher, und zwar durch Repräſentanten, wozu ſeine Glieder ſich ſo gut wie Staatsglieder verſtehen? Und wenn das gelte, fuhr er fort, ſo könn' er ja recht gut das geheime Kabinet zur Begräbniskapelle für ſeine Schreibfinger erleſen, die Antichambre für Milz und Leber, den Audienz- und Landtagsſaal für die Ohren, die Kammer für die Hände; den Regensburger Re- und Korrelazionsſaal als Familiengruft für die Zunge; — ja er könne die Königswege zur geweihten Erde ſeiner erſten Wege ausheben und den fernen Fuhrleuten die lezten geben, und die

Landstände können sich (die Residenzbesize sein Herz) in seine einsaugenden Gefäfse theilen. „Mich dünkt — sagt' er etwas „stolz, da er auf einmal die ganze schöne „Idee überschauete — gegen ein solches „topografisches Universalbegräbnis kommt „wohl wenig das elende kleine Parzial- „begräbnis auf, wozu es einer und der „andere gekrönte Stammhalter dadurch- „treibt, dafs er noch bey Lebzeiten nach „dem Chirurgus schickt." — —

Die Eskongregazion fand den Doktor so oratorisch, dafs sie ihn bat, statt des Novizen, der eine Predigt über die Speisetafel hinlesen wollte, selber eine eigne zu halten. Er zog ein Souvenir heraus und sagte, dieses sez' ihn in Stand, dem eingesargten Magen eine kleine rührende Tisch- und Trauerrede zu halten; er bitte sich blos vom Auditorium die Gefälligkeit

aus — weil er im Redefeuer etwas vor ſich ſehen müſſe zum Anſehen und Anreden, — daſs es einen im Zimmer zum Knäul aufgewikkelten Retter und Schirmer (oder wars ein anderer Jagdhund) für den Leichenmagen halte, und ſich ſämtlich für das Trauerkondukt des Schirmers. Dann trat er nach dem erſten Tiſchgebet ganz bewegt als Parentator vor das Thier, befah es lange und hob an:

Betrübte Trauerverſamlung!

Nun haben wir unſern Landesmagen verloren; hier liegt ſein kalter Reſt auf die Bahre hingeſtreckt. Er, der ſonſt für uns arbeitete, wenn wir ſchliefen, ruht endlich aus von ſeiner Bewegung, welche ſo periſtaltiſch war. Wir wollen über das Staatsglied, das wir hier zur Ruhe beſtatten, zugleich die allgemeinſten und be-

sonderſten Betrachtungen durch einander werfen.

Ein Fürſt repräſentirt das Volk, aber nicht blos mit dem Herzen den allgemeinen Willen, ſondern auch in mehren Ländern mit dem Magen den allgemeinen Appetit; in Spanien ſezen die Reichsgeſeze dem Könige täglich eine Schüſſelnzenturie vor; und in Frankreich lieſsen ſie für ihn nach dem Tode — denn der König ſtirbt da nie, nach der Fikzion — gerade ſo viele Tage lang kochen als Chriſtus hungerte, nämlich 40 *), ja die Bienen weiſen auf etwas Ähnliches; ihre

*) Erſt 40 Tage nach dem Tode wurde ein galliſcher König begraben; und ſo lange ſpeiſst' er auf der Serviette. Ein Prälat oder Kardinal verrichtete das Tiſchgebet mit ihm.

Dogaressa oder Fürstin wird durch zwei Umstände grofs und thronfähig, durch eine gröfsere Zelle — ein Bienen-Louvre und Eskurial — und durch fettern Frafs, aus zerdrückten Bienenzungen bereitet. Im Lezten hält sich der König von Makoko ganz wörtlich an die Natur; er läfst sich täglich (nach Dapper) 200 gesottene und gekochte Landeskinder serviren. Wie hart! Wär' es nicht genug und etwas Ähnliches, wenn er entweder wie ein durchpassirender auffchmausender Pascha Zahngeld für das Abnüzen seiner Hundszähne eintriebe, oder für die Vakanz derselben blos aufserordentliche Steuern einfoderte? —

Daher wird sogleich nach der Krönung der Thron als ein Sessel an den Estisch gerückt, und Speisen ist der erste öffentliche Aktus des Neugekrönten; daher mufs der

Erbherr auf Bardolf, der die Grüze auf die brittiſche Königstafel trägt, der Herr von Lyſton, der das Gebäck auffezt, der Erbherr auf Skoulton, der Oberſpeckverwalter iſt, ſamt andern „Erblandküchenmeiſtern und Erblandvorſchneidern“ früher ihrem Poſten vorſtehen, als andere Staatsbedienten von weniger Wichtigkeit, z. B. der Lord-Major oder der Sprecher des Unterhauſes.

Darum wird in beſſern Ländern darauf geſehen, daſs der Mundkoch nicht mit dem Regierungsrat, den man ſogern über jenen heben möchte *), in Eine Klaſſe ge-

---

*) Im Kölniſchen aber erhielt (S. Magazin zur geiſt- und weltlichen Statiſtik 1. Jahrgang VIII. 2.) der Mundkoch 602 Rthlr. Salar und ein Regierungsrat 260 Rthlr.; ſo daſs jeder nach Verhältnis das bekam, was er fodern konnte.

worfen werde, da jener doch am Ende für die längere Sessionstafel arbeitet.

Daher speisste der verewigte Magen, den wir hier versenken, so oft öffentlich vor seinem ganzen Fürstentum, um diesem das Regieren zu zeigen, wie der Grossultan eben deswegen jeden Freitag in die Kirche geht. Der Dalai Lama hält es für hinlänglich, wenn er die Folgen von der Sache sehen läst. Der Negerkönig ist so despotisch, dass er stets hinter der Dekke isst.

Das Gesandtenpersonale glaubt seinem repräsentirenden Karakter durch Gastmahle genug zu thun, die es theils giebt, theils besucht. Auch geringern Staatsdienern darf er nicht ganz fehlen. Es verdient bewundert zu werden, wie ich sonst in der Fleischscharre einer Provinz stand,

und mehrmals aus einem Rind, das eben ausgehauen wurde, den Adreſskalender der Honorazioren ſo komplet herſtellte, wie die Paſſionshiſtorie aus einem Hechtskopf; ich theilte die Männer blos, wie Friſch die Vögel, nach dem Futter ein. Dem regierenden Konſul, der am meiſten zu ſagen hatte, ſtarb vom Thier die Zunge an — fette Kollegen erhielten Fettſtükke — innere Ratsglieder hintere Rindsglieder — äuſsere nur vordere — der magern Kanaille, die nichts an ſich hat, als Haut und Knochen und einen leeren Magen, gehörte Maſtſtück, auch nichts Beſſeres.

Von den Opferſchaalen, welche die Künſtler den alten römiſchen Kaiſern wie dem doriſchen Fries anbilden und anmalen, behauptete ich ſtets, daſs ſie nicht das Ausgieſsen, ſondern das Einſchöpfen vorſtellten. In der Natur flieſst zwar von

den Bergen den Thälern fette Erde zu; aber im Staate mäſten beſſer die Tiefen die Höhen. So iſt der päbſtliche Thron zwar ein Hungerthurm, aber nicht für den Biſchof Hatto droben, ſondern für die zappelnden Kirchenmäuſe unten, die nicht hinauf können.

Betrübtes Trauer- und Esgelag! Du ſeufzeſt unter dem Genuſs des Leichenmahls, womit du das Abſcheiden unſers Magens feierſt, und die Biſſen treiben dir Thränen aus. Wiſche ſie ab; ſeze deine Trauer darein, daſs du in den Fuſstapfen des hingegangenen Gliedes wandelſt. Ihr wiſſet, Leidträger, daſs ihr im Kirchienſchiff, euerem Proviantſchiff, nicht umſonſt fahret, ſondern daſs euer Leben ein langes Nachtiſchgebet ſein ſoll, hingebracht nicht in gelehrter Zerſtreuung, ſondern in genoſſener. Da der Klerus-Magen

in den Klofter-Prytaneen der erweichte Vogelkropf am Staats-Föuix fein foll; da die Kirche euch blos darum, wie den Epikur und andere Alte fo oft faften läffet, um den Hunger zu reizen, und fie euch fogar das Gelübde des Schweigens unter dem Eflen auflegt, damit es euch alles beffer zufchlage: fo feid ihr verbunden, der grofsen Welt voranzugehen, die fo fchwache Esluft und doch fo viel zu eflen hat; weil fie das Brokardikon Mäzians, gilt nicht blos auf Dokumenten, einfchränkt: *non solent, quae abundant, vitiare scripturas;* d. h. es thut nichts, was zu viel dafteht. — Ritter Michälis bewies, dafs die Priester des alten Bundes blofse Schlächter waren; und das fei für euch!

Muntern euch keine Staatsglieder auf, die in ihren Pflichten ftarben? — Hier liegt ein betrübtes aber grofses Beifpiel

vor uns; der hierunten ſeinem Erwachen entgegenſchlafende Magen kam durch Arbeitſamkeit an den Ort, wo wir ihn betrauern. Er wollte zu viel auf ſich nehmen und in Saft und Blut verwandeln — er wollte gleich den Waſſern der Neptuniſten ganze ausgeleerte Auſternbänke für die Nachwelt abſezen — er wollte eine europäiſche Niederlaſſung wichtiger Konſumtibilien werden und alles einführen: — jezt ſchläft er.

Wird er aber wieder erwachen, unſer hohe Magen zum Lohne ſeiner Arbeiten? —

Hoch- Hochwol- Wol- Hochedelgeborne Trauerverſamlung! Das iſt ausgemacht. Nicht zwar der irdiſche ſchwere Magen erſteht, aber der verklärte. Bonnet und Platner kundſchafteten im jezigen Körper und Seelenorgan einen zwei-

ten Körper aus mit ſeinem zweiten Seelenorgan, und führen Gründe an, die es glauben lassen, daſs ſich das zweite konſervire und leztlich auffchwinge. Iſt das, und füttert in der That ein feiner Unterziehmenſch den äuſsern groben aus: ſo muſs ſich auch in dem erſten Magen ein präformirter ätheriſcher aufhalten, wie beim Krebs der alte im neuen. Schon Van Helmont wikkelt die ſenſitive Seele in die Magenhaut und Parmenides gar den ganzen Geist — — Wie, ſollte keine glückliche Erfahrung die Hypotheſe eines Äthermagens ſtüzen? — Woher kommt es denn, daſs die vornehme Welt, wenn ſie den Erdenmagen ausgefüllet hat, ſich doch immer nach feinerer Zehrung für den Himmelsmagen umſieht? —

Himmel! was ſind denn Schaugerichte? — Sind das nicht eben die vol-

len Schüſſeln für den ewigen Magen, der ſie daher blos mit den feinſten Freſsſpizen, mit den Sehnerven aufzehrt? Das Fänomen der Schaugerichte wurde bisher noch ſchlecht erklärt; und wenige Leute in Schulen wuſsten, warum ſie den Namen Schau-Eſſen Materien und Formen laſſen ſollten, die höchſtens nur für den Vogel Straus brauchbar und nahrhaft wären. Allein es fährt Licht in die Sachen, wenn man erkennt, daſs eine ſpeiſende Hoftafel ja nicht blos die untern Seelenkräfte des Unterleibs, die nur materielle Trebern fodern, ſondern auch die obern Seelen- und Magenkräfte, die wie bey den Krebſen im Kopfe, und zwar im Auge ſizen, entwikkeln will an optiſchem Manna. Veredelte überſinnliche Seelen dieſer Art, welche, dem Volke des Kteſias ſo ungleich, das ſich nur vom Geruch der Früchte erhält, viel feiner von der Fyſiogno-

m i e derſelben leben, dieſe haben *in ihrem* eignen Bewuſstſein den gewiſſern Beweis einer ſchönern höhern Natur, gleichſam des Magens eines neuen Adams; und bloſs darauf können ſie die Hoffnung ihrer Dauer bauen. Die Völker, welche Todten Speiſen vorſezten und mitgaben, die er mit dem geſtorbenen Magen nicht verdauen konnte, ſcheinen etwas von einem fortlebenden ſupponirt zu haben. Indeſs, ſo wie ein Laſterhafter im ganzen Himmel kein Vergnügen fände, ſo würde ein Hungerleider — voll grober Begierden — in einer ganzen Garküche voll Schaugerichte keine Sättigung gewinnen; er muſs erſt veredelt (oder ſaturirt) ſein. Gebildete Damen haben meiſt den irdiſchen Magen dermaſsen ertödet, daſs ſie — ſo wie Chriſtus (nach dem Klemens von Alexandrien) Eſſen genoſs, nicht weil ers brauchte (eine himliſche Kraft macht' ihn ſatt) ſondern

um sich nicht das Ansehen eines Scheinkörpers zu geben — dass die Damen gleicher Weise grobe Sachen essen (Schaugerichte beköstigen sie genug) sondern um zu zeigen, dass sie selber keine Schau- oder Schein-Körper sind, um so mehr, da ihre Pariser Schau- oder Schein-Wangen - Adern - Haare so leicht diesen Irrtum weiter säen.

Und so wird denn der selige Magen vor uns einst die irdischen Schlakken abschütteln und geläutert erwachen, und im Anschauen ewiger Küchenstükke leben.“ — —

So weit war D. Fenk, als der Pater Küchenmeister aus Bosheit den Schirmer mit einem Tritt auf den Schwanz erweckte, und ihm ein leeres Markbein zuwarf, so dass der Hund anfing, mit dem Bein im Maul herum zu gehen. Inzwischen da der

Leichenredner nur noch fünf bis sechs Kadenzperioden nachzutragen hatte: so ging er lieber fortfahrend hinter dem Thiere her und sagte: „Und wir, wenn „wir Landes-Waisen einst unserm hohen „Magen wieder begegnen und ihm danken „wollen für“ — — Da aber der Retter voll Verdruss über das Nachsezen, vielleicht präsumirend, man woll' ihm den Knochen nehmen, zu murren anfing, und sich wehren wollte, so fiel jezt die Sache ins Komische, und selber der Parentator muste mitten im Jammer lachen, und brach ab . . . .

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Das Gewitter.

Nach der Schwüle des Tages entwandelten Theon und Ida
Schmachtend dem engeren Raum, froh in die Kühlung des Hains.
Glühend ſenkte ſich tief ins ſchwebende Dunkel der Wälder
Schon die Sonn', und im Süd thürmten ſich Wolken empor!
Fliehend ſchlüpften die Vöglein ins ſtill umblätterte Neſtchen,
Und in den dichteren Forſt tauchten die Vögel der Nacht.

Furchtſam ſuchet ſich Schuz wer nur das
Leben begehret,
Doch der entfeſſelten Bruſt ſteiget dann
höher der Geiſt!
Langſam irrten die Freunde durch leicht
verſchlungene Pfade,
Ihnen entgegen floſs lieblich das pur-
purne Licht:
Wechſelnde Schimmer verweilten im Laub-
nez ſteigender Buchen,
Strahlenregen zerfloſs tropfend am weis-
lichen Stamm;
Tief aufatmend erſtiegen ſie jezt den graſi-
gen Hügel,
Der aus der Tiefe des Hains herrſchend
die Scheitel erhebt.
Ebenen dehnen ſich dort mit ſtreifichtwal-
lenden Saaten,
Und im hohen Geſtad ruhet ein ſilber-
ner See!

Lieblich wogten die Fluten von ſinken-
der Sonne gerötet,
Die verſchwunden ſchon halb ruht' auf
dem zitternden Blau.
Wer vermag ohne Wehmut dich heilige
Sonne zu ſchauen,
Sinkeſt du glühend, voll Ernſt, ſtill zu
den Manen hinab?
Ida erſeufzete tief — „Und wenn einſt du
mir ſo hinſinkſt,
„Theon, dann leuchtet kein Tag fürder
mir Ruh' in die Bruſt!
„Ida, mein Abendrot weilt, du ſinkſt im
welkenden Schimmer!
„Ida, du lebteſt für mich! Ida, du ſtirbſt
auch mit mir!"
Ida lächelte ſanft, wie Thau an der han-
genden Blüthe,
Und ſie irrten verſtummt wieder den
Hügel herab.

Hoch im Äther entglommen die ſchnellen
ziehenden Wolken,
Tiefein wühlte der Sturm, Regen er-
goſs ſich herab.
Abwärts im düſteren Hain vertieft ſich ein
heimlicher Weiher,
Welchen der einſame Forſt kränzet mit
grünlicher Nacht.
Weit hin deckte den Himmel der Donner-
wolken Gewoge,
Und durch das ſchwärzliche Blau mur-
melten Donner dahin.
„Theon, wie bebt mir das Herz, von
ſchweren Lüften umfangen;
„Hier auf der ſinkenden Höh atmet ſichs
leichter empor“ —
Lauter heulte der Sturm hervor aus den
ſchäumenden Fluten,
Tobte mit ſchnellerem Flug wild durch
die Wipfel dahin.

„Weil' o Freundin allhier, wo aus einer
Wurzel entſproſſen
„Dieſer Zwillingsbaum ſtolz ſich vom
Abhang erhebt!
„Sicher ruheſt du hier am mooſigen
Stamme gelehnet,
„Und der Bruderſtamm ſchüzt freund-
lich den ruhenden Freund.“
Beide nun atmeten ſtill, den Blick in die
Wolken geheftet,
Blize zuckten herab, ſanken im wogen-
den See!
„Ida, der ſengende Bliz, er kühlt ſich in
irdiſchen Fluten —
„Flamme des Geiſtes, dich kühlt niemals
ein irdiſcher Quell!
„Theon, ein lächelnder Jüngling entküſ-
ſet die Flamme der Lippe,
„Nur im Erdbad verglüht ſanft das zer-
ſchmolzene Herz!

Theon neigte ſich leiſ' an Ida's zitternden
Buſen,
Und es ſenket ihr Haupt ſich auf des
Ruhenden Stirn.
Himmel und Erde verſchwand den be-
glückten Ewiggeliebten —
Aber mit drohendem Ernſt wandelt die
Wolke heran!
Regen tropfet nicht mehr; gefeſſelt ruhet
die Windsbraut —
Ferngeſehen, und hoch zieht die Gewit-
ternacht hin!
Weither flammet der Strahl hinab in die
Wipfel des Baumes,
Und die Vereinten enthebt Zeus der
umwölkenden Nacht.

Fr. Brun geb. Münter.

III.

Hugdieterich und Hildburg.

Nach dem Heldenbuch.

Zu Konstantinopel sass vor Zeiten ein reicher und gewaltiger König, der hiefs Hugdieterich, und konnte durch Gott und seine Tugend wol leben von Kindheit auf. Er war schön von Körper und sein bescheidenes Antliz rosenfarben. Seine Haare waren reizend, schön, kraus

und blond und gingen ihm wol bis über die Hüften herab.

Sein Vater war der König Alfus oder Attenus, ein Herr in Griechenland. Der hatte einen Mann auferzogen, aus dem ein edler, kühner und löblicher Herzog geworden war, des Namens Bechtung, der Weise von Meran. Ihn liefs der alte König Alfus eines Tages zu sich rufen und sprach zu ihm: Sechzig Jahre lang habe ich dich ohne Verdrufs erzogen, das lafs mich nun auch geniefsen. Ich fühl' es, der Tod will mit mir fechten, und ich mufs die Welt nun verlaffen; darum o klarer Held, lafs dir meinen Sohn Hugdieterich, den lieben Erben mein, und auch mein Königreich befolen fein. Und mit fchwächerer Stimme fagte er weiter: Ich mahne dich jezt daran, dafs ich dich Werfen und

Springen gelehret, dir auch eine tugendliche und edle Herzogin zur Gemalin gegeben habe. Solches lehr' und thu' auch, ſo lieb ich dir ſein mag, an meinem Sohn Hugdieterich.

Die umſtehenden Ritter und Knechte, als ſie hörten, daſs der alte König die Annäherung des Todes fühle, geriethen in groſsen Jammer, der treue Bechtung aber ſprach: Nehmet hin die Treue mein, was ich euren Sohn lehren kann, das ſoll gewiſs geſchehen; ich traue aber auf Gott den reichen, daſs ihr noch geneſen ſollt. Der alte König antwortete: Nein, das mag nicht mehr geſchehn!

Am andern Morgen ſtarb der edle König. Da erhob ſich viel Klagen und Sorgen, wie ſeine Zucht es verdient hatte, und man begrub ihn mit groſsen Ehren. Bechtung aber nahm ſeinen jungen Herrn

zu ſich und erzog ihn bis ins zwölfte Jahr und lehrete ihn, wie der alte Könnig verlangt hatte. Eines Tages ſagte ſein Herr zu ihm: Bechtung, du muſst mir jezt mit aller deiner Treue raten. Nach einer ſchönen Jungfrau ſteht mir der Mut, und gerne möchte ich eine ſchöne. Weil ich nun Ehre und Gut habe und mein Reich gar weit iſt, wer wollte mein Erbe ſein, wenn ich alſo ſterben ſollte; darum ſollt du mir eine Jungfrau werben.

Dem Bechtung war dieſe Äuſserung gar nicht unlieb. Er ſprach: Ich habe die Reiche der Heiden und Chriſten durchſtrichen, aber ſicherlich weiſs ich kein alſo ſchön Mägdlein, welche dir hier in dem Reiche der Griechen zum Weibe behagen könnte. Die eine, wäre ſie auch trefflich von Gemüte, iſt ſie doch

eine Unfreie und Dienſtweib; die andere, obgleich ſehr reich, iſt eine Schwarze, und ſo weiſs ich mit allem Sinnen keine Königin für dich zu gewinnen, wie ſie dir gebürlich ſein möchte.

Da ſandte Hugdieterich ſeine Boten in das Land, ſeine Dienſtmannen zu entbieten, und mancher kühne Mann verſammelte ſich um ihn, und er bat ſie alle ſehr um ihren guten Rat. Aber ſie ſprachen: Lieber Herr, den kann dir nur Bechtung geben. Da wandte er ſich abermals an Bechtung und ſagte zu ihm: So gieb mir nun treulich deinen Rat, wegen einer feinen Jungfrau, die mir im Griechenreiche gebürlich ſein möchte. Bechtung antwortete: So thue ich dir denn, mein Fürſt, hiermit kund, daſs der König Walegund zu Salnek, nebſt ſeiner ſchönen Frauen Liebegard, eine ſchöne

und zarte Tochter erzogen hat. Hildburg heifst dieses minnigliche Mägdlein, und ihres gleichen findet man nirgends in allen Landen, weder von Adel noch von Schönheit, so dafs sie dir zum Weibe wol gar gebürlich sein möchte. Nicht genug kann ich dieses Mägdlein rühmen, denn sie ist von Schanden frei, Zucht und Schönheit, Liebe und grofse Tugend, Güte und Bescheidenheit wohnen bei ihr und zieren ihre Jugend; ja diese hochgeborne ist so wonniglich, dafs ihr Vater zu den Heiligen geschworen hat, ihr nimmermehr einen Mann zu geben. Darum hat er die Wonnesame gar sehr vermauert; denn in einem starken Thurm, der auf einem guten Felsen steht, von gar viel hohen Mauern und drei sehr tiefen Gräben umgeben, wohnt sie, und aufser dem Vater und der Mutter kommt niemand anders zu ihr. Ein

Wächter mufs ihrer beständig hüten, ein Pförtner bringt ihr die Speifen und eine Jungfrau dienet ihr, und fo ift fie wol behütet. Wol zwanzig Jahre vor eures Vaters Tode ritt ich einmal hin zu dem König Walegund, da fah ich zu dreienmalen diefes fchöne Mägdlein, und ich kann es wol unverholen fagen, dafs fie nicht fchöner fein könnte. Was hilft es nun aber, dafs ich euch geraten und von der minniglichen gefprochen habe, da wir fie doch laffen müffen, und mit allen unfern Sinnen nicht holen und nicht gewinnen mögen.

Der König antwortete: Du weifst wohl, dafs meine Jugend noch gar nicht gefchickt ift zu Stürmen und zu Streiten und nicht weifs, was fie in der Not thun foll; darum rate mir durch Gott das Befte, fo wirft du wol thun. Weil

mir aber der Mut nach der ſchönen Königin ſteht, ſo wollte ich wol, wenn es dir gut dünkte, ſpinnen lernen und nähen mit Seide und mit Faden, und mich in allem unterrichten, was einer züchtiglichen Frauen wol anſteht. Darum gewinne mir eine Meiſterin, die mir im Rahmen nähen lerne, nach meiſterlichen Pflichten wild und zahm, und wie man ſchöne Hauben wirket, mit breiten und ſchmalen Zirkeln, mit Hirſchen und Hunden, und andern lebendigen Thieren, und dann hoffe ich wol die edle Königin zu überwinden.

Bechtung und die andern, die zugegen waren, ſahen ihren Herrn voll Verwunderung an, daſs er, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, ſo weiſslich ſprach, und der Herzog antwortete ihm: Ich will dir eine Meiſterin verſchaffen, welche

dich alles, was du verlangeſt, lehren ſoll. Und Hugdieterich lernte beinahe ein ganzes Jahr recht und züchtiglich, bis er alles, im Rahmen und ſonſt mit ſeinen Händen machen konnte, was ihn die alte Meiſterin lehrte. Er bemühete ſich auch, den Sinn einer Jungfrau anzunehmen und kleidete ſich als eine Königin, daſs ſein ſchönes Haar bis auf die Hüften herabwallte, und ſo, in einer Jungfrauen Gewand, lieſs er ſich ſehen, indem er nach der Kirche ging. Und wunderbar genug, fragte jedermann, wer die Minnigliche wol ſein möchte? Der glückliche König freute ſich gar beſonders darüber, daſs ihn die Welt nicht erkannte, der Mut erhöhte ſich in ſeinem Herzen, ſein Schmerz war vergangen, und er gedachte bei ſich ſelbſt, es werde nun gut werden. Er ſagte zu dem getreuen Bechtung: Weil du geſehen haſt,

wie es nun um mich ſteht, ſo gib mir jezt deinen Rat, welcher Geſtalt und Weiſe ich von hinnen fahren ſoll, die edle Königin zu überwinden.

Da antwortete der alte Herzog: ſolches kann ich dir wol ſagen, lieber Hugdieterich. Nimm mit dir funfzig Ritter, ſchön angethan und vierhundert Mannen, in wohlbereitete Ringe gerüſtet, dazu ſechs und dreiſsig Jungfrauen, auch wonniglich bekleidet, und ein ſchönes Gezelt mit ſeideuen Schnüren. Damit ziehe in das Feld vor Salneck, befele deinen Dienſtmannen, das Gezelt künſtlich aufzuſchlagen, ſeze dich darunter und laſs die andern vor dir ſtehen. Nicht lange, ſo wird man einen Boten zu dir ſendeu, dich zu fragen, durch welche Abentheuer du in das Land kommeſt? Dann, mein lieber trauter Herr, antworte dem Boten,

du wäreſt eine edle Königin aus Griechenland und von deinem Bruder Hugdieterich vertrieben worden. Zwar wäreſt du gerne in deinem Königreich geblieben, aber er habe dir einen heidniſchen Mann geben wollen, mit ihm zu leben und den habeſt du nicht gewollt. Darnach laſs den hochgebornen König bitten, daſs er dich behalten und mit Gewalt vor dem Zorn deines Bruders ſchüzen möge. Ich weiſs, er wird es ſchier thun, denn er iſt ein Biedermann, und ſo bleibe du dort und ſende die andern wieder zurück. Haſt du bis ins dritte Jahr zu deinem Frommen geworben, ſo werde ich ſelber kommen, dich zu ſehen und ob dir kein Abentheuer zu Salnek geſchehen ſei.

Dieſes guten Rates wurde Hugdieterich gar froh und ſchnelliglich bereitete er ſich demſelben gemäs, mit den

Rittern und den vierhundert Mannen in Ringelrüſtungen, und den ſechs und dreiſsig Jungfrauen wonniglich bekleidet. Auch ein Zelt von ſeidenen Schnüren und ander Geſchmeide wurde ihm bereitet, und er ritt von dannen und zog ohne Aufenthalt immer weiter, bis er am fünfzehnten Morgen vernahm, daſs er vor Salnek angelangt ſei.

Vor Salnek fanden ſie ein ſchönes und weites Feld, da ſchlug man ſogleich das Gezelt des Königs auf, und die Köpfe gaben Glanz und wonniglichen Schein, daſs Walegund die Gäſte bald erblickte. Er ſprach: Was mag das wol ſein und ſchickte Hertgund, den Held zu ihnen, ſie zu fragen, durch welch Abentheuer ſie in das Land kämen? Und der alte Ritter ging, wie es die Sitte mit ſich brachte, hinaus für die Pforte und empfing den

König Hugdieterich, welchen er in einer Jungfrauen Weise vor sich sizen sah, gar tugendreich mit folgenden Worten: Zarte und anmutige Jungfrau, ich bin zu euch gesandt, zu fragen, um welche Abentheuer ihr in dieses Land gekommen seid?

Hugdieterich antwortete ihm unverzagt: Ich bin aus dem Griechenlande, eine elendreiche Magd; denn mein Bruder Hugdieterich thät mich vertreiben und gerne möchte ich hier bleiben, bei dem tugendreichen König, und dafs der hochgeborne mich nicht verstiefse, bis mein Bruder von seinem Zorn gegen mich abläfst. Gar oft ist mir gesagt worden, wie er ein frommer Mann sei, das soll er mich arme Magd nun heute noch geniefsen lassen.

Hertgund ging in die Feste zurück, und als er den König gefunden hatte,

ſagte er: Herr, fremde Gäſte ſind in das Land kommen. Es iſt eine edle Königin aus Griechenland, die kommt ohn' alle Schande hier auf die Gnade dein; die ſollt ihr nicht verſchmähen, Herr König, ſondern alſogleich ſchön empfangen. Und Walegund, der tugendliche, ging ſogleich hinaus. Hugdieterich liefs ſich vor ihm nieder auf die Knie und ſprach: Laſst euch, mein lieber trauter Herr und auserkorner König, mein ſanftes Grüſsen angenehm ſein und behaltet mich ſelb viert, bis mein Bruder ſeinen Zorn vergeſſen hat. Der König antwortete: Bei meiner Treue, ſeid ihr eine Königin, ſo ſollt ihr euer Knien gegen mich ſein laſſen. Zeigt mir an, was ihr wollt und was euer Herz begehren mag, denn als ihr euch gegen mich ſtellet, das bin ich doch nicht wert. Ihr ſollt nebſt eurem Geſinde ſtets bei mir bleiben, und Speiſe,

Zeitvertreib, Roſſe und gute Kleider ſollen euch durch meinen Willen werden. Hugdieterich ſprach: Leider mag das nicht alſo geſchehen; denn ein edler und mächtiger Herzog Bechtung, deſſen Land Meran iſt, hat mich mit ſeinem Heer nur geleitet und nimmt es wieder mit ſich, darauf habe ich ihm meine Treue zum Pfand gegeben. Walegund entgegnete ihr: Bechtung, den ihr mir nennet, zarte und klare Jungfrau, den hab' ich ſchon vor vielen Jahren gekannt. Un er ſchenkte ihm ſchöne und koſtbare Kleider, und ſchickte ihn wieder heim in ſein Land, Hugdieterich aber blieb da.

Walegund, der reiche König, nahm die Jungfrau tugendlich bei der Hand, und führte ſie in ſeine Burg. Da kam ihr die alte Königin entgegen und empfing ſie mit freundlichem Sinne. Darauf ſah ſie ihren

Herren an und ſagte: Wenn ihr mir's nicht verwehren und meine Rede verſtehen wollt, ſo muſs ich euch ſagen, daſs es mir in meinen Sinnen dünkt, dieſe Jungfrau ſei ein Mann, und will uns vielleicht unſer Kind mit Liſten abgewinnen. Die Rede laſſet ſtehn, ſprach der König Walegund, ihre Farbe iſt ja minniglich, wie möchte ſie ein Mann ſein. Nun ſo rede ich auch kein Wort mehr, ſagte die Königin, ob es mir gleich gar ſehr mein Herz entzündet hat.

Und man hieſs einen Seſſel herfürtragen für Hugdieterich, mit Seide umwunden und mit Gold wol beſchlagen und der König fragte die Jungfrau, wie ſie hieſse, und ſie antwortete ihm: Ich heiſse Hildegund. Darnach begann ſie ſehr fein und klar zu ſpinnen, als es nie von einer Königin beſſer geſchehen, und zeigte, wie

sie Gold und Seide in einander drehen, auch mancherlei Vögelein gar schön und künstlich nähen konnte. Als die alte Königin diese hübsche Kunst sah, sprach sie mit sanfter, süsser Stimme zu Hugdieterich: Das sollt ihr mir zu Ehren zwei kleinen Mägdlein lehren. Er antwortete: Nun das soll sein. Ich will es euch wol lohnen, schöne Jungfrau, sagte die Königin, und euch darum hold sein und mein Silber und Gold geben. Und Hugdieterich lehrte ihren Mägden wol ein halbes Jahr lang allerlei Jagdstükke schön mit klarem Golde wirken. Auf lieblichen Tischtüchern und schmalen und breiten Handtüchern, wie man sie den Königen bei grosen Festlichkeiten reichet, sah man an den Enden Papageien und Zeisige, Troscheln und Nachtigallen. In der Mitte fand man Greife und schöne Adler und weiterhin einen Falken, wie er nach

dem Walde flog und andere gemeine Vögel ihm folgten. An einem andern Ort sah man einen Lindwurm, vor dem ein Löwe stand, der ihn angreifen wollte; oder man sah einen Hund, der gar behende einen Hasen trug; oder einen Leoparden, der von Hunden, von rotem Golde gemacht, verfolgt wurde; auch waren sonst noch Hirsche, Hunde und Fische darauf genäht.

Manch hochgeborner Mann sah über Tische diese künstliche Arbeit und der König Walegund fragte: wer mag diese seltsame Wunder, die da vor uns stehen, genäht haben? Einer seiner Helden antwortete ihm: das thät die schöne Hildegund aus Griechenland. Das ganze Hofgesinde wurde ihr deswegen hold. Man suchte dem König schnell alle sein gesponnenes Gold, und er bat die Jungfrau

allein, ihm eine Haube blos von lichtem und klarem Golde zu wirken. Hocherfreut ſprach ſie: das ſoll geſchehen, edler Fürſt, und als die Haube fertig war, rief ſie ihn, die werte Königin, und ſezte ihm die ſchöne Haube auf, indem ſie ſagte: Die ſollt ihr ohne Schande vor euren Gäſten tragen, damit wenn ſie wieder in ihre Heimat kommen, ſie ſagen können, ihr trüget ein wonnigliches Kleid. Tugendlich dankte der König der hochgebornen Magd. Ihr habt mir meine Bitte wohl gewähret, viel ſchönes Mägdlein, ſprach er, darum was ihr von mir begehret, ſoll euch immer geſchehen, und was euer Herz verlangt, zarte und ſchöne Jungfrau, ſoll euch bei meiner Treue gar bald von mir gewähret ſein. Mag das beſtändig ſo ſein, entgegnete Hugdieterich. Ja, antwortete der König, bei meiner Treu. Nun ſo heiſset, lieber Herre,

eure Tochter zu mir kommen, dann will ich auch nichts weiter, wegen dieser Hauben haben. Euer Verlangen sei euch gewähret, sprach Walegund, und hättet ihr, reine Jungfrau, noch viel anderes begehrt, Bürger oder Land, Gold oder Silber, bei meiner Treu zum Pfande, ich hätte es euch geben wollen.

An einem Pfingsttag brachte man das werte Mägdlein, und Hugdieterich empfing sie tugendlich und liefs sich vor ihr auf die Knie zu der Erde nieder. Da sprach die junge Königin: Ach minnigliche Jungfrau, lafst euer Knien sein. Während dem erhob sich ein Getümmel des Hofgesindes in dem Pallast, wie man die Tische richtete in dem Saal. Als nun der König in Begleitung manches hochgebornen Mannes zum Essen gehen wollte, verlangte die alte Königin mit den zwei

königlichen Jungfrauen allein zu Tiſche zu gehen. Dem geſchah auch alſo, und man ſezte die Beiden einander gegenüber. Wie mag dem Hugdieterich doch wol geweſen ſein, als er jezt der Minniglichen gegenüber zu Tiſche ſaſs? Er ſchnitt ihr das Brod vor, und betrug ſich gegen ſie mit viel hübſcher Hofzucht. Liebegarde, die viel werte Königin, erblickte und beobachtete ihr beider ſchön Geberde und ſprach: Du ſollt auch Hofzucht lernen, meine viel liebſte Tochter.

Walegund, der feſte König, war unterdeſſen, wie es ſich ziemte, bei ſeinen Gäſten, die er geladen hatte. Ein Graf fragte ihn: ach edler König, wer hat euch denn das ſchöne Hauptgewand und köſtliche Kleid hergeſandt? Das thät eine wonnigliche Magd aus dem Griechenlande, antwortete der König, die mein

Gesinde und hier bei meiner Tochter ist. Darauf ging er geschwinde hin zu den Gespielen und sie sassen da beide und hatten hohen Mut und wer sie hätte scheiden wollen, das wäre nicht gut gewesen. Hildburg, des Königs Tochter, wollte die Hildegund nicht entbehren, und sprach zu dem König: Lieber Vater mein, ich bitte, dass es euch gefällig sein möchte, die minnigliche Magd mit mir kehren zu lassen, sie wollte mich gerne auch reiche Hauben wirken lehren. Der reiche König antwortete: darum würde ich ihr hold sein, ihr willig von meinem Silber und Gold geben und wollte ihr, auf meine Ehre einen König unterthan machen. Hildegund sprach: Mein lieber Herr, ich will keinen Mann.

Nachdem die Festlichkeit bei Hofe ein Ende hatte und die Gäste wieder von

dannen geſchieden waren, nahm der König die beiden Geſpielen bei der Hand, führte ſie ſchnel auf den Thurm, und ſchloſs ſie da mit einander ein. Noch nie ward Hugdieterichen eine Freude ſo groſs. Der König thät, wie er ſollte, und lieſs ihnen ein gut Gemach und alles, was ſie nur haben wollten, nach ihrem Willen bereiten und ſchaffen. Der Wächter und der Pförtner muſsten ihnen dienen, und was ihr Begehr war, das gab man ihnen hinein —

Hugdieterich lehrte nun dem holden minniglichen Mägdlein das rote Gold ſpinnen, welches er mit Seide vermehrte und ſie darnach unterrichtete, wilde und zahme Thiere damit in dem Rahmen zu ſtikken. Und nun höre man, ob der reine Fürſt nicht groſser Tugend pflog! Wol zwölf Wochen lag er allein bei der

ſchönen Magd, ohne daſs ſie es innen ward, wie er ein Mann wäre. Endlich aber entbrannten die ſtarken Sinne ſein Herz, er wollte nicht länger warten und konnte ſich nicht mehr verhelen. Er umſchloſs ſie mit beiden Armen und erwarmte von Liebe, daſs es das Mägdlein verdroſs und ſie zu ihm ſprach: Ach meine traute Geſpiele, was meinſt du mit dieſen Liebkoſungen, und wovon mag die Rede ſein? Da antwortete er: Ich bin ohn' alle Schande kein minnigliches Mägdlein, ſondern der König Hugdieterich aus Griechenland. Um deinetwillen hab' ich groſse Arbeit erlitten, das ſoll mich aber nicht gereuen, du kaiſerliches Mägdlein, und ich ſchwöre dir hier, du wolgethane Jungfrau, daſs du mit Ehren

unter der Krone gehen ſollſt. O weh! der groſsen Not, ſprach die Königliche, wird es mein Vater innen, ſo iſt es unſer beider Tod. Er aber überredete die Gute, daſs ſie ihr Weinen lieſs, und hieſs ſie zu ihm rükken, dem ſo wol zu Mute war.

Seitdem lebten ſie nun wieder wol ein ganzes Jahr und ſechs und dreiſsig Wochen mit einander, ohne daſs es jemand innen oder gewahr werden mochte, wie er ein Mann wäre, obgleich die alte Königin oft und häufig zu ihnen kam; bis endlich die reine Königin empfand, daſs ſie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Gar heiſs fing ſie da an zu weinen, wand ihre Hände und ſprach mit groſsem

Leide: O lobenswürdiger Fürſt, unſer beider groſse Freude muſs nun ein Ende haben; dann ich hab' es wol empfunden, daſs ich ein Kindlein trage und wir müſſen zu der Stunde nun beide geſchieden ſein, obgleich, ſo viel wir auch ſinnen mögen, wir doch nicht hinab kommen werden. Hugdieterich antwortete ihr: Schweig, du liebe Königin, und gehab dich wol durch Gott! denn bei Gott im Himmelreiche, der dir, ſchönes Mägdlein, Seele und Leib erſchaffen hat, ſteht unſer beider Leben. Er wird uns gnädiglich helfen und uns ſeinen Rat geben, darum ſo ſollt du nicht verzagen, du kaiſerliches Weib.

Als nun die alte Königin Liebegard darnach mit Freuden nach dem Thurme

kam, die beiden feinen Mägdlein zu beſuchen und zu erfahren, ob ihnen nichts geſchehen wäre, ſprach Hildburg gar ſittſam: Ach meine liebe Mutter, ich wollte dich gerne bitten, ob es nicht dein Wille ſein möchte, daſs du mich mit dem Mägdlein hinaus auf die Zinne gehen lieſseſt, damit wir unſere Augenweide an dem freien Felde hätten. Die Königin ſagte: das mag dir nicht ſchaden, daſs ihr euch auf der Zinne ergözet, und ſie faſste mit jeder Hand eines der Mägdlein und führte ſie hinaus an das Ende der Zinnen. Da ſahen ſie zu derſelben Stunde auf dem Gefilde einen Haufen daher eilen mit Speer und Schild, und manchen hochgebornen Mann im Sturmgewand.

Die ſchöne Hildegund merkte ſogleich was es war und ſprach: die dort her reiten, ſind mir wol bekannt. Es iſt der reiche Herzog von Meran und gewiſslich hat ſie mein Bruder Hugdieterich hergeſandt und will ablaſſen von ſeinem Zorn. Hildburg erſchrack gar ſehr, er aber ſagte: bei aller Frauen Ehre, nun ſchweig du fein! So laſs dieſe Rede ſein, antwortete ſie, denn wenn ich dich in alſo kurzer Stunde verlieren ſollte, du ſchöne Hildegund, man müſste mich tod hinwegtragen. Da entgegnete ihr Hugdieterich: Du liebſte Geſpiele mein, wäreſt du auch ſo lange in fremdem Reiche und in ſolchen Schmerzen geweſen, und man ſendete nun nach dir, du würdeſt dich gewiſs auch von Herzen freuen, das glaube mir.

Unterdeſſen war nun Bechtung, der ſo gewaltig, von manchem kühnen Weigand begleitet, in das Land gekommen war, vor der Burg des Königs angekommen. Mit Geſang kamen ſie auf den Hof geritten und wurden gar ſchön und nach ritterlicher Sitte empfangen. Sie übten da ihre Kräfte, bis man ihnen Eſſen und Wirtſchaft genug brachte und verſchaffte, als ſie nur immer brauchen mochten.

Die alte Königin ging nun von den Jungfrauen weg, um zu ſchlafen, und der König Hugdieterich thät auch alſo. Als er nun aber auf dem Bette lag, hatte er mancherlei Gedanken und es rang in ſeinem Herzen, wie die Sachen einzurichten wären, wenn er jezt von hinnen

ſcheiden ſollte, daſs er die Ehre der Königin behielte. Er ſprach zu ihr: Du minnigliche Frau, weil ich dir gelobet habe, daſs du im Griechenreiche unter der Krone gehen ſollſt, ſo laſs es dich nicht verdrieſsen, mich jezt zu verlieren, denn ich will es dich genieſsen laſſen. Wenn nun die Zeit kommt, daſs du mit unſerm lieben Kinde, welches wir von Gott haben, zur Arbeit gehen ſollt, dann winke den Wächter herein, und heiſs ihn dir eine feine Jungfrau bringen, die laſs es auf dein Begehr in das Münſter tragen, damit ihm ein werter Prieſter die Taufe nicht verſagen möge. Und du, minnigliche Königin, wenn es ein Knäblein wird, ſo heiſs es Dieterich, als ich dir lieb ſein mag.

Sei es aber Tochter oder Knabe, erziehe es würdig, und magst du, reiche Königin, so komme zu mir hinab. Zu deinem Dienste nimm vier Ritter und Mägdlein mit dir, der Wächter und Pförtner werden mir mein Kindlein bringen. Beginnt ihr euch nun dem Griechenlande zu nähern, so werde mir eilends ein Bote gesandt, dann will ich dir mit manchem werten Mann entgegen eilen, und dich über alles, was ich zu der Zeit haben werde, gewaltig machen. Hildburg antwortete: Lieber Herr, wenn ich deinem Rat folgen soll, schäm' ich mich doch allzu sehr, darum durch Gott thu' so wol und gewinne mir die, die du gerne haben willst.

Hugdieterich ſtand auf von dem Bette, ging dahin, wo er den Wächter fand, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine Ekke und ſagte: Ich habe ein Anliegen, und wollte, daſs ich es dir ſagen dürfte. Wüſste ich daſs du ſo verſchwiegen wäreſt, es zu vertragen, ich wollte dir mein Herz auffchlieſsen, und du ſollſt es wol genieſsen, wenn du verſchwiegen ſein willt. Der Wächter ſprach: Ach hehre Jungfrau, ich gelobe euch, daſs mir nimmermehr kein Wort für meinen Mund kommen ſoll.

Nun ſo behüte die junge Königin vor aller Not, ſagte Hugdieterich, bis ſie ein kleines Kindlein hier gebären wird, dann ſollt du Gevatter werden und es

mir heim tragen. In grofsen Ängften fprach der Wächter: Ihr wifst nicht, was ihr fagt! Vernäme der König Walegund diefe Mähre, es würde mir warlich übel ergehen, denn er liefs mich zur Stunde aufhängen. Wie hätte ich denn gehütet, wenn jemand herein kommen wäre? Ach übergütete Jungfrau, laft diefe Rede fein.

Ohne alle deine Schuld ift es fo hier gethan, und der edle König wird dir auch ferner feine Huld nicht entziehen. Ich bin keine feine Jungfrau, fondern ich heifse Hugdieterich, und wiffe, von mir trägt Hildburg das Kindlein. Und nun Wächter, merke auf, was ich dir fage, und unterbreche mich nicht. Bei

meiner Treue, eine ganze Grafſchaft will ich dir darum geben, die forthin dein eigen ſein ſoll, wenn du mir die Frau und mein Kindlein bringeſt. Nimm vier Ritter zu dir und vier Mägdlein, auch den Thorwächter, darzu mein Kindlein, und bringt ihr mir meine Frau, ſo gebe ich euch, bei dem Pfande meiner königlichen Treue, ein Land dafür.

Der Wächter, dieſer guten Gelübde froh, und auch der Pförtner, gelobten dem Könige ihre Treue feſt zu halten, daſs es verſchwiegen bleibe, und auch das Beſte zu thun, wenn die Königin geneſen würde. Hugdieterich ging nun wieder zu ſeiner Frauen und ſprach gar tugendlich zu ihr: Wenn ich nun das

Land räume, du hehre Königin und kaiserliches Weib, hab' ich wol für dich und deine Ehre gesorgt.

Als nun der Tag heraufdringen wollte, thät man aufstehen und die Messe singen hören, und als das gethan war, begann Berichtung zu sagen: Möcht es mit Willen sein, so wollt' ich gerne die edle Königin sehen, nach der ich von meinem hochgebornen König bin gesendet worden, und die Fahrt nun vollendet habe; denn sein Zorn ist vergangen, und ich soll die wolgethane nun aus der Fremde wieder in die Heimat führen. Da nahm Walegund behende das Wort und sprach: Ich werde sie nimmer lassen, denn ich habe sie meiner Tochter

für eigen gegeben, der soll sie Treu erzeigen, dieweil sie das Leben hat, und das hat die wolgethane mir auch sicherlich versprochen. Bechtung sprach: Reicher Fürst, man soll mich sie sehen lassen.

Da holte man die beiden Mägdlein von dem Thurme herab, und es mag keinem Menschen so Leid geschehen, den man zugleich zum Grabe des Vaters und der Mutter führet, als Hildburg geschah, da sie gedachte, dass sie nun Beide scheiden müssten. Hugdieterich aber als er seinen Meister sah, empfing ihn gar freundlich und sie sprachen folgendes mit einander.

Ach mein lieber Meister, so lieb ich euch sein mag, sagt mir, was thut

mein junger Bruder? — Hochgeborne Jungfrau, antwortete Bechtung, er will ſeinen ſehr groſsen Zorn von euch ablaſſen, des gebe ich euch meine Treue zum Pfande, lobenswürdige Jungfrau; er will auch, daſs euch Burgen und Lande unterthan werden und euch nicht vertreiben.

Walegund ſprach: Feine Jungfrau, ihr ſollt durch meinen Willen jezt hier bleiben, ſagt mir nur was ihr wollt; denn was euer Herz begehrt und wohin nun euer Sinn geſtellt ſein mag, das ſoll euch gewährt ſein. Da ſagte Hugdietrich ſeinem lieben Meiſter ins Ohr: Ich habe zwar die edle Königin erworben, aber laſs dich nicht abtreiben und führe

mich mit dir davon, denn wenn du mich hier bleiben läfst, ist es um mich gethan.

Die beiden Mägdlein fafsen darauf mit einander bei Tifche, die eine im grofsen Leide, die andere aber gar froh. Hildburg in grofsen Schmerzen weinete inniglich, worüber fich Hugdieterich von Herzen erfreuete. Und er ftand auf und ging hin zu dem König Walegund, liefs fich tugendlich vor ihm auf die Knie nieder und fagte: O Herr und tugendhafter Mann, gebt mir Urlaub; Gott dank' euch eure Ehre, die ihr mir gethan habt. Walegund antwortete: Gegen euren Willen foll euch Niemand haben; aber wer wird Hildburgs Trauer ftillen, deren Freude nun vergraben wird?

Da zog der Held ein güldenes Fingerlein von der Hand, ging hin zu Hildburg und sagte: Sieh hier meine liebe Freundin, trag das um meinetwillen an der Hand; ich werde gewifs dein Trauern stillen, dafür gebe ich dir meine Treue zum Pfande.

Der reiche Walegund hiefs ein Gewand herbringen, das war fein gewirket, und gar wonniglich mit rotem Golde und kleinen edlen Perlen beschlagen. Er sprach zu Hildegund: Nimm es hin durch den Willen mein, du reine Jungfrau. Und nun wurde ein Wagen, künstlich von Gold bereitet, vorgeführt, die Königin zu empfangen und mit drei feinen Jungfrauen hinweg zu führen.

Walegund ſchickte ſich auch ſelbſt an, ſie zu begleiten, und er ritt mit ihr wol eine Meile Weges. Beim Abſchied ſagte er: Edle Königin, ich wollte gerne, es wäre euer Wille geweſen, hier zu bleiben. Hugdieterich antwortete: Ach Walegund, mein Herr! laſs dir Hildburg gnädiglich befolen ſein.

Nun ritt Hugdieterich recht gewaltig weiter und heim in ſein Land. Viel manche reine Ritter kamen ihm entgegen und empfingen ihn, wie es ſich wol geziemte. Unverdroſſen kamen ſie nach Konſtantinopel, und nach ritterlicher Sitte ſtiegen ſie von den Roſſen. Da führte man den König unter lautem Schall, der von allen Seiten ertönte,

in seinen Pallaſt. Wol ein ganzes Jahr lebte dieſer Fürſt nun hier allein und ohne ſeine reine Frau, aber ſo oft er an die minnigliche gedachte, war es ihm, als müſſe er ohnmächtig werden.

Hildburg ging, als die liebe Geſpiele ſie verlaſſen hatte, wieder zurück auf ihren Thurm, aber in groſsem Leide, ja ihr bitterliches Leid, Hugdieterich nicht mehr um ſich zu ſehn, war ſo groſs, daſs ſie ſich die ſchönen, ſeidengleichen Haare vom Kopfe riſs. Da ſprach der Wächter zu ihr: O edle Königin, laſſet eures Herzens Trauren und euer Klagen ſein, bis daſs euch, klare Jungfrau, der liebe Tag erſcheint, den ihr erwartet. Dann helf' ich euch für-

wahr, so gut ich nur immer mag. Die minnigliche Hildburg verbarg nun zwar fast ihren Kummer, aber er war so gar kräftig und stark, dass sie doch oft und häufig weinen musste, bis die Zeit kam, dass die Reine eines schönen Sohnes genass. Es geschah Morgens, ehe noch die Sonne aufging, dass sie im Verborgenen ein Söhnlein gebar. Bald darauf winkte sie den Wächter herein, und der brachte ihr ohne Beschwerde eine schöne Jungfrau. Da ward das kleine Kindlein gewaschen und gereinigt, und Hildburg befal der Jungfrau, es in das Münster zu tragen, und nicht nachzulassen, bis man es taufen und Dieterich heissen würde. Auch begann sie gar geschwinde aufzumerken und zu späh..., ob sie kein Zei-

chen an dem Kinde ſehen möchte, und als ſie es umwande, fand ſie ein Kreuzlein, an dem ſie es als ihr Kind wol erkennen konnte. Als es nun aus dem Bade genommen war, legte man es hübſch in reine, ſeidene Tücher und wikkelte es in ein wohl bereitetes Kiſſen, um welches man, ſtatt des Wiegenbandes, einen reichen, ſeidenen Gürtel wand.

Indem erſchien die alte Königin Liebegard, die mit Freuden zu ihrer Tochter gehen wollte, vor dem Thurm, und bat den Pförtner ſehr, ſie einzulaſſen. In groſsen Ängſten rief er der Königstochter zu: Verbergt das Kindlein, denn ich fürchte, daſs es weinen wird, da es erſt geboren iſt, und ſo müſsten wir alle zu-

ſammen das Leben verlieren. Sie ſagte: Herr Gott der reiche, der mich erſchaffen hat, der helfe uns gnädiglich und gebe uns ſeinen Rat. Da ſprach der Wächter: Habet guten Mut, ich habe eine Liſt erdacht. Wenn es euch gut dünket, wollen wir das kleine Kind, es heimlich zu verbergen, in den Burggraben hinablaſſen, bis wir wieder allein ſind und gute Weile haben. Hildburg fand dieſes gut, und ehe noch die Königin auf den Thurm kam, war das kleine Kindlein ſchon in den Graben hinabgelaſſen.

Gar züchtiglich kam nun Liebegard zu ihrer Tochter, als ſie dieſelbe aber erblickte, rief ſie aus: Wie biſt du doch

ſo blaſs, und was iſt dir heute geſchehen? — Ach! ich wäre faſt verdorben, ſagte die Tochter, ich weiſs nicht wie mir war und war wol dem Tode nahe, aber es wird mir durch Gott wol beſſer werden. Liebegard ſorgte für ihr Leben und lieſs edle und gute Speiſen bringen, und bereitete dieſelben, wie ſie ihr nüzlich ſein konnten. Die junge Königin pflegte unterdeſſen doppelte Sorge in ihrem Herzen, daſs ihr Kindlein ſo unbehütet und allein in dem Hag lag und ſie nicht wuſste, wie ihm war, und daſs ſie bald geneſen möchte. Dieſer Schmerz und ſolche groſse Pein drückten die Edle in ihrem Herzen und thäten ihr gar weh. Die Mutter aber blieb bis ſpät an den Abend, ehe ſie von ihr ging.

Das kleine Kindlein lag unterdessen den ganzen Tag allein in dem Hag und pflegte seines Schlafes; denn da ihm durch Baden und Einbinden sein Recht geschehen war, schlief es geschwind ein, dass man es eben so wenig hörte als sah. Ein Wolf, welcher oft in den Hag kam, Hüner und Kapaunen zu fangen, fand jezt das Kindlein, fasste es mit den Zähnen an dem Bande, und trug es hin in den Wald in eine Höle zu seinen vier jungen Wölfen, die waren erst drei Tage alt und noch blind. Er legte es bei ihnen nieder, damit es ihre Speise sein möchte; weil sie aber wegen grosser Jugend noch blind waren und auch die Mutter suchten, so blieb das Knäblein unversehrt.

Wir laſſen es jezt bei den Wölfen liegen, und hören wieder von der jungen Königin erzählen. Dieſe, ſobald ihre Mutter ſie verlaſſen hatte, winkte dem Wächter, zu ihr hereinzukommen und ſprach in groſsen Ängſten: Wo iſt mein Kindelein? — Der Wächter ſtieg ſogleich gar behende in den Burggraben hinab und an den Ort, wo er das Kind hinabgelaſſen hatte, er konnt' es aber nirgends finden, weil es hinweggetragen war.

Da dachte er gar geſchwinde: Was ſoll ich dazu ſagen? Und ſein Herz ſchwebte in groſsen Sorgen, bis er ſich vornahm, dieſe Nacht hindurch bis an den lichten Morgen hier zu bleiben und dann der Königin zu ſagen: Sie hätten

das Kindlein taufen laſſen und heimlich verborgen. So bleibt es verſchwiegen, ſagte er zu ſich ſelbſt, wie es um daſſelbe ſteht; denn wenn ich der edlen Königin die Nachricht brächte, daſs es verloren wäre, ſo ſtürbe die Hochgeborne vor groſser Betrübniſs.

Und am andern Morgen, als es zu tagen begann, ging der Wächter in groſsen Sorgen zu ihr, und in eben ſo groſsen Ängſten ſagte ſie zu ihm: lieber, trauter Wächter, was thut mein Kindlein? — Man hat es heute getauft, edle Königin. — Da ſprach ſie mit ſanftem Sinne: Wer ſind denn die Gevattern mein? — Ich und die reine Jungfrau, und die mein Herr noch gebeten hat; der Pförtner hat

heute, an meiner ſtatt, alleine gehütet. Darnach habe ich es einer guten Amme befolen, die wird es ſchön warten und tugendlich erziehen, wofür ich ihr ſechs Mark Goldes von wegen der Königin verheiſsen habe. — Sie ſprach: Fürwahr, dieſes Soldes ſoll ſie gewähret ſein.

Am folgenden Morgen als der König, wie er gewohnt war, jagen wollte, erblickte er den Wolf, welcher wieder in dem Hag des Burggraben lag. Man liefs die Hunde auf ihn los, und er floh gar ſchnell nach dem Walde hin zu ſeinen Jungen. Walegund wünſchte, daſs einer nachſchlüpfen möchte, aber es war Niemand ſo kühn, es zu unternehmen. Die Ritter und Knechte fingen aber unter

grofsem Geſchrei an zu graben, bis man die Wölfe in dem Loch erſtechen konnte.

Als man nun die Wölfe in ihrem Lager todgeſchlagen hatte, kroch ein Jäger hinein, ſie heraus zu holen; und als er wieder heraus wollte, da weinte das Kindlein. Er hob es auf und trug es ans Licht und da ſah er das wonneſame Kind. Und er ſagte: Sehet, König Walegund, was ich hier für einen wonniglichen Fund gethan habe, ein ſchönes Kindlein, dem in aller Welt keines an Schönheit gleich ſein mag.

Da ſprach der hochgeborne König in groſser Treue: Es würde mich immer gereut haben, hätteſt du ſollen verloren ſein, was aber ſein oder werden ſoll,

das muſs geſchehen, und gewiſs möchte man auf dieſer Erden kein gröſser Wunder ſehen! Und der edle König, durch ſeine Tugend dazu genötiget, wikkelte ſein beſtes Kleid um das Kind, ſezte es vor ſich nieder, verwahrte es ſo gut er nur konnte, und ſagte: Wir wollen wieder nach Salnek zurückkehren, Ritter und Knechte, und alle, wie wir hier ſind.

Da begleiteten ſie das Wild und auch das Kind unter groſsem Freudengeſchrei; und als ſie im Burghof eingeritten waren, ſtiegen ſie von den Roſſen, und der König ging mit dem kleinen Kinde hin zu der Königin. Er ſagte zu ihr: Nun ſehet, milde Frau, das Kindlein, welches ich bei den wilden Wölfen gefun-

den habe! Befelet einer Ammen, es wol zu erziehen, viel edle Königin, denn wenn es Gott haben wollte, dafs ein Mann aus ihm würde, taufend Mark fchönen Goldes macht' ich ihm unterthan.

Liebegard theilte hierauf ihrer Tochter die Mähre von dem Kindlein mit. Da ward der jungen Königin das Herz gar fchwer, denn fie meinte in ihrem Sinne, man habe vielleicht ihr Kind hin zu dem König getragen. Als ihr aber die Mutter fagte, wie man es gewonnen hätte, und wie es dem kleinen Kind ergangen wäre, da bat fie die liebfte Mutter, es ihr auch fehen zu laffen, und wünfchte wol zu wiffen, ob es getauft fei, und meinte, dafs es wol von

edler Herkunft ſein müſste, weil es mit einem ſeidenen Band umwikkelt geweſen wäre.

Als aber die Mutter wieder weggegangen war, ſprach die junge Königin in groſsen Ängſten zu dem Wächter: Ach trauter Mann, ſage mir, was thut mein Kindlein? Er antwortete: Hehre Frau und traute Gevatter mein, man erzieht es nach groſser Ehre. Sie ſagte aber: Ich mahne dich bei der Stunde, die Gott über uns verhängt hat, thue mir die Wahrheit kund, wie es damit beſtellt ſei. Als ihn nun die arme Königin ſo recht und hoch mahnte, weinte er gar heifs, wand ſeine Hände, und entgegnete ihr: O linde Frau, ich muſs die Wahrheit ſagen. Als ich es holen

wollte, war es hinweggetragen, und ich konnte es nirgends finden.

Da ſtand die Königin traurig, denn ſie hatte Leids genug. Mit ihren ſchneeweiſsen Händen ſchlug ſie ſich ſelber, daſs das Blut von ihr rann und rief aus: O Gott vom Himmelreich, daſs ich es je gewann! hätt' ich es nicht geboren, ſo wär' ich ohne Schuld; nun aber habe ich Gottes Huld und auch mein Kind verloren und darzu Hugdieterich, meinen lieben Herrn, von dem ich nun ewiglich muſs geſchieden ſein. Der Wächter ſprach: Laſſet euer Klagen anſtehen, denn ich ſage euch gute Mähre, die ich vernommen habe. Euer Vater hat ein Kind gefunden, wie mir geſagt

worden ist, welches jezt ohn' aller unser Bemühen auferzogen wird; wollt ihr nun die Wahrheit ausspähen, so bittet eure Mutter, dass sie euch das Kindlein sehen lasse; denn wenn ihr es nun besehet, werdet ihr wol innen werden, ob es das eure sein mag.

Liebegard, die Alte, wollte es nicht unterlassen, und kam mit mannichfaltiger Freude wieder zu ihrer Tochter, und erzählte abermals von dem Kind. Da sprach die Tochter: Du liebste Mutter mein, lass es mich doch sehen. Sie antwortete: das soll geschehn, du schöne Tochter mein, denn ein schöner Kindlein magst du nie gesehen haben. Dein Vater will es niemand lassen, sondern

es verſorgen. Morgen früh will ich der Amme befelen, es zu dir herzutragen.

Am andern Morgen bald kam die Amme mit dem Kinde zu ihr in den Thurm. Geſchwinde ſezte ſie's auf ihren Schooſs, wandt' es behend um, und da fand ſie das Kreuzlein, an dem ſie es wol erkannte. Sie zog ein Fingerlein mit Namen von ihrer Hand, gab es der Amme und ſprach in groſser Traurigkeit: Wäre ich, wo ich gerne wäre, ich wollte euch gnädig ſein.

Eines Tages nun als die alte Königin bei ihr ſaſs, und ſie von mancherlei Abenteuern dies und das mit einander ſchwäzten, ſprach die junge Königin: Ach dürfte ich dir doch ſagen, was in

heimlicher Stille mein Sinnen beſchäftiget, und was mir geſchehen iſt. Die Mutter antwortete: du ſollt es mir billig ſagen, was dir geſchehen iſt, und bei allen deinen Tagen! es ſoll verſchwiegen ſein.

Nun ſo wiſſe, ſprach ſie mit ſanftem Sinne, das Kindlein, das die Wölfe genommen und in den Berg getragen haben, iſt mein, — und nun erzählte ſie ihr, wie ſie dazu kommen wäre, und wie ſie das kleine Kindlein gewonnen hätte. Die Mutter ſagte beſonnen: Wer mag der Vater ſein? Das will ich dir kund thun, antwortete die ſchöne Hildburg, und nun vernimm die rechte Mähre. Der, welcher mich lehrte Hauben und

mancherlei zu nähen und zu wirken, war der König Hugdieterich aus Griechenland, und von ihm gewann ich das Kindlein. Da es nun nicht anders sein mag, und du meine Sinne weifst und wie es um mich steht, so kehre es auch zum Besten und gib mir deinen Rat, wie ich von hinnen kommen mag.

Dess sei Gott ewiglich gelobt! sprach die alte Königin, dafs der edle König dein zum Weibe begehrt. Weil es denn also steht, so lafs deine Sorgen entrinnen, und wie du von hinnen kommen mögest, dessen wird wol noch guten Rats werden. Hat denn das kleine Kindlein, das der Wolf gefangen hatte, die Tauf erhalten? — Ach meine liebe Mutter, das

war immer meine Klage; denn als du zu mir kamſt, lieſsen wir es in den Hag und da hat es der Wolf weggenommen.

Darnach als die Königin Liebegard bei ihrem Herrn lag und ſie ſich von ſeltſamen Abenteuern unterhielten, ſprach ſie: Sorge will mich zwingen, o Walegund, Herre mein, wie ſoll man den Dingen thun, die nicht anders ſein mögen und nicht mehr zu ändern ſind? Die muſs man fahren laſſen, antwortete der König. — Nun ſo gib mir deine Treue, lieber Herr, daſs es ſtets ſo ſein möge. — Gerne, ſchöne Frau, und bei meinem Eide, entgegnete er.

Nun ſo muſs ich dir, ſagte Liebegard, ſeltſame Abenteuer erzählen, welche in

dieſer Zeit deiner Tochter begegnet ſind. Das kleine Kindlein, welches du gefunden haſt, iſt ſicherlich unſerer Hildburg. Wiſſe, die ſchöne Hildegund von Griechenland, welche ſie Hauben ſollte wirken lehren, war der König Hugdieterich, und von ihm hat ſie in dem Thurme das Kindlein gewonnen. Da es nun nicht anders ſein mag, ſo will ich dich bitten, es zum Beſten zu kehren. Darum ſende nach dem kühnen Helden und laſſe ihm deine Tochter, und mache ihm auch Land und Leute unterthan. Gleich als er zu uns geritten kam, ſah ich es in ſeinen Augen, daſs er ein Mann war, und ich ſagte es dir auch unverholen, aber du kehrteſt dich nicht daran.

Da gewann der hochgeborne König von dem grofsen Zorn, der in feinem Herzen rang, gar manchen Gedanken. Er gedachte, die Mähre wär' erlogen, und fie wären von einem der Wächter hintergangen worden. Er glaubte, man habe fie beide betrogen, und konnte fich nicht vorftellen, dafs Hildegund ein Mann, fondern ein fchönes und wolerzogenes Mägdlein gewefen fei, und meinte, dafs ihre Tochter auf den König Hugdieterich gelogen habe. Darauf liefs er die beiden Wächter fangen und binden; und als fie waren vor ihn gebracht worden, fprach er: Ihr müffet mir jezt fagen, von wem meine Tochter das kleine Kindlein getragen hat? Da antwortete der Wächter: Glaubet in der

Wahrheit, ich ſag' euch die rechte Mähre, und fragtet ihr mich auf den Eid, wie es die junge Königin begonnen hat, und bei wem ſie das kleine Kindlein gewann. Die minnigliche Hildegund nahm mich bei der Hand, führte mich züchtiglich hin an die Wand, und ſagte mir ſeltſame und unglaubliche Dinge, wie er der König Hugdieterich von Griechenland wäre. Er bat mich gar ſchön, ihn nicht zu verraten, und wie er mir eine ganze Herrſchaft zum Lohne geben wollte, die für meine Treue immer mein eigen ſein ſollte, wenn ich ihm ſeine Frau und ſein Kindlein bringen würde. Dieſer Gelübde froh, gelobt' ichs dem König. Mag es nicht alſo ſein, wie ich geſagt habe, ſo heiſſet mich aufhängen,

mein trauter, lieber Herr. Alſo ſprach der Wächter und ſezte noch hinzu: Was habe ich für Schuld an dem, was ihr ſelbſt ohne Gefährde gethan habt, daſs ihr den König allda zu ihr einſchloſſet?

Iſt es dem alſo, ſo iſt die Schuld mein, ſagte Walegund. Zwar hatte ich es bei meinem Leben verſchworen, ſie keinem König zu geben, haben ſie es denn aber beide gethan, er und die Tochter mein, ſo ſaget mir nun, wandt' er ſich gegen die Umſtehenden, ob ich des Eides gegen Gott ledig ſein mag? Des Eides entbinden wir euch, ſprachen ſie alle zuſammen, und nun eilet mit dem Kinde, es bald taufen zu laſſen. Darnach als ſie hörten, wie Hugdieterich

das Mägdlein so listiglich gewonnen hatte, lachten die Herren alle, welche zugegen waren, und sagten: Wenn die Sachen also stehn, so taufet es nach Ehren, denn es ist eurer Tochter Kind.

Man gewann den Grafen Wölfelin, und die edle Markgräfin von Galizen und den werten Mann Sankt Jörgen, dafs sie Gevatter wären, der Pförtner und Wächter aber mufsten jezt zurückstehn. Darnach wurde das Kindlein zur Taufe bereitet, gar schön in reine, seidene Tücher gelegt; und als sie züchtiglich damit fortgingen, sagte die junge Königin: Nun nennet es Dieterich. Als man es aber aus der Taufe heben wollte, nannten sie alle zusammen den hochgebornen

Knaben Wolfdieterich, weil man ihn bei den Wölfen gefunden hatte. Graf Wölfelin gab ihm hundert Mark lautern Goldes, das thät auch die edle Markgräfin; Sankt Jörgen aber gab ihm fünfhundert und der Amme ein Fingerlein, worüber der König und auch die Königin sich verwunderten.

Als die Taufe ein Ende genommen hatte, sprachen sie alle zugleich zum König Walegund: Nun sollt ihr Boten zu Herrn Hugdieterich senden, ihm zu sagen, dass er zu seiner Braut komme, und dass ihr sie ihm gerne lassen und ihm auch Land und Leute unterthan machen wolltet. Da sagte der König: Wölfelin, werter Ritter und edler Graf,

nimm Sankt Jörgen mit dir! Ihr ſollt die Boten ſein, denn ihr ſeid geſchickt zu ſolchen Dingen, und euch hab' ich auserſehn, mir den Helden Hugdieterich zu bringen.

Graf Wölfelin ward der guten Botſchaft froh, und er nahm ein und zwanzig feine Ritter, ſchön bekleidet, Sankt Jörgen aber, der gar weit bekannt war, nahm ihrer ſechzig, die ſollten mit ihnen reiten, hin in der Griechen Land. Da ſprach die junge Königin mit ſüſsem, ſanften Sinne: Ach edler Graf Wölfelin, weil ihr denn Bote ſein wollt, ſo ſaget dem reichen Fürſten, er würde wol noch wiſſen, was er geſagt habe, des Morgens als er von mir ſchied, und er möchte

weit aus in ſeine Lande umher ſchikken, daſs viel tapfere Helden in ihrem Sturmgewande behende zu ihm kämen, damit man ihn hier zu Lande für einen Herren halten möge. Der Bitte ſeid ihr gewähret, viel edle Königin, antwortete der Graf. Darauf begehrten ſie, er und Sankt Jörgen, Urlaub und eilten davon, bis ſie am funfzehnten Morgen gen Konſtantinopel kamen.

Zu Konſtantinopel ritten ſie gar herrlich, nach ritterlichen Sitten, recht und wie es ſich ziemte, auf den Hof und gingen in den Saal und wurden überall ſchön empfangen. Graf Wölfelin liefs ſich vor dem König Hugdieterich auf die Knie nieder und ſprach: Gnade, reicher

Fürſt! durch euch ſind wir hier. Möchten wir, wie wir es gerne wünſchen, Botenbrod gewinnen; Hildburg, die Königin, hat einen ſchönen Sohn. Da fragte der klare Fürſt: Wann genas die Königin? — Es iſt mehr denn ein Jahr, mein trauter, lieber Herr. — Mit ſanftem Mute ſprach er: Wer ſind die Gevattern mein? — Ich und der gute Sankt Jörgen und auch eine Markgräfin.

Hugdieterich ward der guten Gevattern froh, nahm jeglichen bei einer Hand und führte ſie hinein in ein Zimmer auf einen reichen Seſſel und liefs ihnen klaren Wein bringen. Nun ſaget mir, ſprach er, was macht meine Frau? Wie hat es dem König und der Königin gefallen?

und war der König zornig darüber? Ich möchte das gerne wiſſen. Da erzählten ſie ihm die Mähre, wie es herausgekommen ſei, wie der Wolf das Kind weggetragen und man es gefunden habe, und wie es beinahe das Leben verloren hätte. O daſs ich je geboren ward, ſprach der reine Fürſt, ſollten die Wölfe meiner Kinder Ammen werden! Wie heiſst denn nun des Kindes Name, meine lieben Gevattern? Wir hieſsen es Wolfdieterich, weil man es bei den Wölfen fand.

Darnach kam Herzog Bechtung in das Land geritten, und der junge Hugdieterich machte ihm die Mähre bekannt und ſagte: Wir wollen nun hinreiten nach der Wolgethanen, und ſie ſoll zu allen

Zeiten unter der Krone gehen. Wölfelin und seine Gefährten erhielten viele und reiche Gaben. Mit milder Hand gab man ihnen lichtes, rotes Gold, und Rosse und reiche Kleider als Botenlohn. Die Herren, welche mit ihnen waren, wurden nach grosen Ehren köstlich bekleidet, und mancher löbliche Ritter dergestalt mit Gold beschlagen, als es der König zu Salnek selber haben mochte. Bechtung, dem Meister sein, trug Hugdieterich auf, die edle Königin würdiglich zu empfangen. Darauf nahmen sie alle Urlaub und an dem achtzehnten Tag kamen sie gen Salnek.

Auf dem Felde vor der Burg hatte der reiche Walegund schöne Size und

auch köſtliche Gezelte, deren Knöpfe Glanz und hellen Schein gaben, bauen und errichten laſſen, die Gäſte, wenn ſie kämen, da zu erwarten. Sankt Jörgen ſprengte voraus, dem König die gute Mähr ihrer Ankunft zu berichten, und Walegund, der ſie noch nicht vermutet hatte, machte ſich auf und ritt dem Hugdieterich ein Stück Weges entgegen. Als er ihn nun erblickte, grüſste er ihn, wie es Sitte war, und ſagte: O ſchöne Jungfrau, wie freue ich mich, daſs mein getreuer Wächter nicht auf euch gelogen hat; denn bei meiner Ehre, ich wollte ihn aufhängen laſſen. Hugdieterich antwortete: Ach lieber Herr, da hättet ihr ihm unrecht gethan; weil ihr die hochgeborne Königin vor allen Männern

verſchworen hattet, muſste ich ſie alſo gewinnen. Darnach ritten ſie ein in die Burg, und wurden nach ritterlicher Sitte wol empfangen.

Hugdieterich ſagte darauf: Möcht' es mit Willen ſein, ſo wollt' ich gerne mein kleines Kindlein ſehn, das mir der Wolf genommen hatte, und an dem mir beinahe gar groſses Leid geſchehen wäre. Da kam die Amme mit dem lieben Kinde her, und Hugdieterich nahm es, küſste es gar lieblich auf ſeinen roten Mund und ſagte: Vor aller Welt mein Sohn Wolfdieterich, dein iſt das Königreich Konſtantinopel vor allen Kindern. Und der reiche König lieſs bei dieſen Worten einen köſtlichen Mantel von ſchönem Golde vor die Füſse hin fallen,

welchen er der Amme mit dem Kinde von dannen tragen hiefs. Dank euch, lieber Herr, sprach sie, für euer lichtes, rotes Gold, mit dem ihr mir meine Not gebüfset habt. Gott lafs euch ewiglich mit grofsen Ehren leben, denn ihr habt mir gar grofsen Lohn gegeben.

Unterdeffen kam auch Liebegard mit ihrer Tochter gegen ihn daher gegangen, und zwei minnigliche Augen und ein rosenroter Mund empfingen ihn mit gar lieblichen Grüfsen. Liebegard sprach: Ach mein lieber Herr, wer hätte gemeint, dafs es meinem Kinde alfo ergehen würde, da ihr fie reiche Hauben folltet wirken lehren? Defs lachte der König Hugdieterich mit grofsen Ehren.

Man gab ihm nun tugendlich die liebliche Frau, und auch sein Königreich machte ihm Walegund unterthan, denn er und die Königin gaben die Hand darauf, dafs es nach ihres Lebens Ende sein und ihrer Tochter eigen sein sollte. Der Hof währte vierzehn Tage, dabei wurde nichts gespart; und als sie nun von dannen fahren wollten, fragte Hugdieterich den König Walegund, ob er mit ihm in sein Land wollte, und Walegund gelobte es mit der Hand, ihm und seiner Tochter. Darauf nahmen die Herren Urlaub von der alten Königin. Für Hildburg waren hundert weifse Maulthiere bereitet, sie ohne Beschwerde nach Konstantinopel zu tragen. Die edle Markgräfin von Gallizen begleitete sie nebst sechszig

minniglichen Mägdlein. Auf dem Wege kauften sie Alles, was ihr Herz begehrte, assen und tranken, und am funfzehnten Morgen kamen sie vor Konstantinopel an.

Bechtung hatte unterdessen manchen kühnen Helden um sich versammelt, und mit ihnen kam er jezo entgegen geritten, die junge Königin, wie es sich geziemte, zu empfangen. Darnach ritten sie gar herrlich auf den Hof. Man empfing den reichen Fürsten nach ritterlicher Sitte, führte ihn und die schönen Jungfrauen in den Pallast, und es erhob sich von Freude ein wonniglicher Schall. Die Festlichkeiten, welche nun folgten, währten wol vierzehn Tage lang, dass man im Griechenlande noch davon saget. Nun be-

gehrte der König Walegund Urlaub, den man ihm gar ungerne gab, aber er wollte nicht länger warten. In kurzer Zeit kam er wieder nach Salnek und er konnte nicht aufhören, ſeiner Frauen kund zu thun, wie man ihn geehrt und was er geſehen hatte.

Die Gleichgültigkeit der Teutſchen gegen ihre alten Dichter iſt ſchon oft genug zur Sprache gebracht worden. Die hochgeachteten Stimmen der edelſten und trefflichſten Zeitgenoſſen ſprachen mit Wärme und Patriotismus für die faſt vergeſſenen Überreſte alter, vaterländiſcher Poeſie, — jedoch ohne Wirkung. Wie

möchte die Stimme eines Mannes, vielleicht nur durch die innige Liebe, welche ihn an dieſe heiligen Überreſte feſſelt, beglaubigt, es wagen, abermals auffordernd an dieſelben zu erinnern!

Genug, es iſt die allgemeine Erfahrung, daſs, einen Theil der Minnelieder ausgenommen, gerade die wichtigſten und koſtbarſten Hervorbringungen unſerer alten Poeſie, die Werke der epiſchen Muſe, bis auf einige wenige, demjenigen Publikum, welches im Beſiz höherer Bildung zu ſein glaubt, faſt noch gänzlich unbekannt ſind. Freilich iſt es ihm nicht zuzumuten, ſich mit der Sprache und Mundart des Zeitalters ihrer Entſtehung bekannt zu machen. Mit der Erlernung

fremder Sprachen beſchäftiget, durch jede Meſſe, in jedem Monat reichlich mit allen Arten ſogenannter literariſcher Unterhaltung überhäuft, darf die alte Mutterſprache keinen Anſpruch auf irgend ein kleines Opfer machen. Höchſtens nur in einer zweckmäſsigen Übertragung können ſich in unſern Zeiten und Verhältniſſen die Denkmäler derſelben vielleicht einiger Aufmerkſamkeit ſchmeicheln. Verſagt man ſie ihnen auch dann, ſo mögen dieſe heiligen Werke der Väter für die verartete Nachkommenſchaft verloren ſein und bleiben; — um nur hier und da die Einſamkeit der Wenigen, die ihren Wert zu ſchäzen wiſſen, deſto freundlicher zu erheitern.

Unter allen Heldengedichten des Mittelalters haben, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, bis zum dreissigjährigen Kriege, in diesen lezten Zeiten teutscher Selbstständigkeit, keine so viel Beifall gefunden und so grosses Auffehen erregt, als jene drei, welche in der, unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Sammlung zu uns gekommen sind. Kunstrichter, denen die alte Sprache derselben verständlich war, lasen sie mit Vergnügen, und fanden in dem Stoff einen eben so unerschöpflichen Reichtum an wunderbaren, romantischen Dichtungen und Mährchen, als in der Behandlung kühnen Wiz und lebhafte Einbildungskraft. Man bewundert den Reichtum sonderbarer und übernatürlicher Begeben-

heiten, ohne sie jemals wahrscheinlich zu finden. Man belacht die mancherlei lustigen Auftritte aus der Welt der duldenden Ritter, ohne sich im Ernst für ihre Schicksale zu interessiren. Man findet alles abenteuerlich und übertrieben, man glaubt nichts und liest doch alles mit anhaltendem Beifalle; weil der sinnreiche Wiz der Erzähler die Thaten und Unfälle ihrer erdichteten Helden bis zur Täuschung gros und anschauend vorzustellen weis. Man fand Stellen, die für Muster des malerischen Ausdrucks gelten können, und Beschreibungen, die bis auf die kleinsten Nüancen mit wahrer Kunst ausgeführt sind. Selbst Ariost soll die Fantasie nicht so lebhaft beschäftigen, als diese bilderreichen Sänger, die alle Unge-

heuer der sichtbaren und unsichtbaren Welt, mit Erscheinungen unaussprechlicher Schönheit vermischt, vor unsere Augen zaubern.

Ich seze nichts hinzu, denn es ist jezt und an diesem Orte nicht meine Absicht, über die Vorzüge und den poetischen Wert oder Nichtwert dieser Dichtungen zu sprechen, noch weniger sie zu loben; — vielmehr soll die voranstehende Probe nur ein bescheidener Versuch sein, sie durch und aus sich selbst dem lesenden Publikum verständlich, und dadurch schäzbar und lieb zu machen. Deswegen wurde die Episode, Hugdieterich und Hildburg, aus dem ersten epischen Gedicht des Heldenbuchs in unsere moderne Spra-

che übertragen. Sie sei eine Anfrage an die Zeitgenossen, ob dieses Unternehmen überhaupt und auf diese Weise fortzusezen sei? —

Man hat vorgeschlagen, unsere alten Gedichte gerade so wie sie sind, nur mit Interpunkzionen und einem Glossarium versehen, herauszugeben; allein es ist zu zweifeln, ob ihnen auf diesem Wege die Liebe des Publikums zu gewinnen wäre. Die Menge unverständlicher Worte und Redensarten, die erst nachgeschlagen werden müsten, würden den Genuss erschweren und verderben, die zahllosen Wiederholungen, durch den Reim veranlasst, langweilen und ermüden. — Sie mit Beibehaltung der ursprünglichen Versart zu

übertragen, möchte, unter andern wegen der erwähnten Wiederholungen, eben auch langweilig und ungenieſsbar werden; ein anderes Metrum aber würde durch notwendige Verſezungen und Wendungen, eben ſo gewiſs den kindlichen Mährchenton, wie jene eigentümliche innre Form, Haltung und Vertheilung der Farben zerſtören, welche gerade den teutſchen Karakter des romantiſchen Zeitalters unſeres Volks ausmachen, mit welchem ſie uns durch ſich ſelbſt, als der ſchönſten Blüthe deſſelben, bekannt machen ſollen. Wer die beſondere Anordnung dieſer Gedichte, Versbau, Klang und Worthall derſelben kennen lernen will, muſs ſich notwendig mit der Sprache und Mundart ihres Zeitalters bekannt

machen. Den Geiſt dieſer Kompoſizionen aber, Erfindung und Dispoſizion ihres Inhalts, Ton und Kolorit kennen zu lernen, iſt, nach unſerer Überzeugung, eine ſolche Übertragung, wie die vorſtehende Probe, in welcher die alte Wortfügung in verſtändliche Proſe aufgelöſt wird, vollkommen hinreichend. Die Gründe dafür an einem andern Orte.

Nur die eine Bemerkung erlaube ich mir hier noch zu machen, daſs es mir ſcheint, die epiſchen Gedichte unſerer Väter wären weit eher einer zweckmäſsigen und ihrem Karakter unſchädlichen Übertragung und Nachbildung in die neuere Sprache fähig, als die Minnelieder; die erſte Epopöe des Heldenbuchs aber, aus

welcher die vorſtehende Probe genommen iſt, ſei unter allen dieſer Gattung gerade am wenigſten zu einer metriſchen Übertragung geeignet. Um jedoch auch denjenigen, welche weder Zeit noch Luſt haben, ſich mit der alten Sprache bekannt zu machen, einen Begriff von der beſondern poetiſchen Anordnung dieſer Gedichte zu geben, werde ich, bei künftigen Übertragungen derſelben, hier und da bei Dialogen, und wo es ſonſt zweckmäſsig ſein möchte, abwechſelnd die Versart des Originals beibehalten.

Friedrich Majer.

IV.

Der frohe Junker.

Was kümmert mich die ganze Welt!
Ich habe Wein, ich habe Geld;
Ich lebe ohne Sorgen,
Vom Morgen bis zum Morgen.

Ich achte nicht der Grofsen Gunft,
Des Ruhmes dünkelhaften Dunft;
Mich preifst beim vollen Becher
Der Kreis vergnügter Zecher.

Es werde Stern und Ordensband,
Der leeren Titel eitler Tand,
Samt aller Langenweile,
Der Thoren Schaar zu Theile!

Fern sei von meinem hohen Schloss
Der Denker und der Dichter Tross!
Den Geist, den ich mir wähle,
Schlürf' ich in meine Kehle.

Der Wasserschlukker scheeler Zahn
Zernage meinen Lebensplan!
Den Trost gereifter Trauben,
Soll mir kein Spötter rauben.

E.

V.

Die Nahen und Fernen.

O! Freundin, was die Menschen trennt,
Sind nicht die fernen Hügel,
Ist nicht die Zeit, die abwärts rennt,
Mit aufgelöstem Zügel.

Die Sonne nahet nie dem Mond,
Der Süden nie dem Norden:
Doch was sich liebet, wallt und wohnt
Vereint an allen Orten.

Die Menſchen trennt Verſchiedenheit
Der Wünſche und Gefühle;
Dem iſt der Buſen warm und weit,
Und dem verengt und kühle.

Ein Glück, das manchen hoch erfreut,
Kann mancher leicht entberen.
Wo feſter Sinn die Stirne beut,
Da weint der ſchwächre Zähren.

Gefühle gleichen jenem Kraut,
Das die Berührung tödet:
Ein Herz aus zartem Stoff erbaut,
Iſt ſchüchtern und verödet.

Das Band, das traulich uns umſchlieſst,
Webt Gleichheit leiſer Triebe;

Wer in des Andern Seele lieſ't,
Der ſucht und findet Liebe.

E.

VI.

Die raſche Lebensreiſe.

Aufgeſeſſen, Schwager Kronos!
Tummle dich, die Nacht bricht ein. —
Laſs die Peitſche tüchtig knallen,
Raſch will ich durchs Leben wallen,
Und der ſchnellen Fahrt mich freun!

Friſche Roſſe, Schwager Kronos!
Nimm das flüchtigſte Geſpann.

Eh' der ferne Strahl verſinket,
Eh' das Alter mich erhinket,
Ende mir die kurze Bahn.

Noch zwei Roſſe, Schwager Kronos!
Rauhe Wege drohen hier.
Mag die mürbe Achſe krächzen,
Mag die dürre Nabe lechzen:
Bald erreicht iſt das Quartier.

Blaſe, guter Kronos, blaſe!
Dieſer Schild bringt Ruh und Raſt.
Sieh den Wirt mit kahler Rippe,
Nakt am Schädel, mit der Hippe —
Ha! er winkt dem neuen Gaſt.

E.

VII.

Ideenſpiele.

Der Menſch iſt einem Baume oder einer Pflanze zu vergleichen: Den Keim gibt ihm die Geburt; ſeine Erziehung iſt der Boden; und ſeine Schickſale das Klima.

Ein wirklich groſser Mann ſezt ſeinen Ruhm darein: daſs er ſich ſelbſt mit Überzeugung achten darf. Der ſtaunende Beifall Anderer iſt eine Folge dieſes Selbſtgefühls.

Die paſſive Nullität der meiſten Menſchen erniedrigt den filoſofiſchen Begriff von ihrer Beſtimmung und von ihren Anſprüchen. Wer die Menſchen in dieſem Lichte oft erblickt, der gewöhnt ſich daran, ſie gemisbraucht zu ſehen, er misbraucht ſie ſelbſt; und dieſe Gewohnheit endet in Verachtung.

Der rege, ſtrebende, eilende Geiſt unſeres Zeitalters macht in dem Gebiete der Wiſſenſchaften überall Aufſehn, und nirgends Epoche — und um ſo beſſer! denn Epoche machen, hieſse die Fortſchritte der Wiſſenſchaften retardiren.

Der Menſch hält ſich leicht an das Wahrſcheinliche, und iſt dennoch ſehr geneigt, etwas für unmöglich anzuſehn. Beides aus Bequemlichkeit. Dieſe Indolenz hat, in jedem Falle, nachtheilige Folgen für die Wiſſenſchaften gehabt. Doch iſt der zu leicht gefaſste Glaube verzeihlicher, als der zu raſch ausgeſprochene Unglaube: indem das Urtheil über Unmöglichkeit auf wenig poſitiven Erkenntnisgründen beruht; und der Begriff des Unmöglichen mithin viel unſicherer iſt, als der Begriff des Möglichen.

Der bekehrte Heide Akebar liefs ſich zugleich taufen und beſchneiden, damit er keinen Weg zum Himmel verfelen möchte. Mancher betritt den Weg zur wiſſenſchaftlichen Wahrheit mit einem eben ſo unbefeſtigten, ſchwankenden Glauben, wie jener beſorgliche Konverſus.

Nachſicht gegen die Nachläſſigkeiten Anderer iſt ſelten Güte; öfterer eigene Nachläſſigkeit. Man kann daher von einem ſchlecht bedienten Herrn und ſeinen Dienern mit Recht ſagen: Wie der Herr, ſo die Knechte.

Den geſchäftigen N. — drükken ſeine häuslichen Sorgen nicht: denn ein unruhiges Treiben iſt das Element, in dem er ſich am beſten befindet.

Schach Balfu war ein Freund der Freigebigkeit: darum übte er ſeine Unterthanen im Geben. Auch war er ein Freund des Friedens: darum duldete er keinen Widerſpruch.

Grobe Leute halten ſich für ehrlich, und es gelingt ihnen meiſt, dieſe Überzeugung von ſich auch auf Andere überzutragen.

Der Geizhals ſollte, wie der Verſchwender, bevormundet werden. Beide ſind dem Staate gefährlich: Jener verdämmt und vertroknet die Quellen des allgemeinen Wolſtandes; dieſer führt Überſchwemmung herbei.

Die Frauen halten ſich an die Handlungen der Männer, ohne die Triebfeder derſelben genau erforſchen zu wollen; daher verſtehen ſie die Männer nicht immer, aber ſie kennen ſie. Ihre Herrſchaft über die Männer wird durch empiriſche Behandlungsnormen geleitet.

Eigenſinn iſt immer Beſchränktheit; Eigenwille iſt zuweilen Kraft.

Vernünftiger werden — oder älter werden, iſt bei vielen Menſchen eine gleichbedeutende Sprachform.

Wenigen iſt das Auge des Adlers verliehen, um wie er der Sonne ins Auge zu ſchaun.

Ein Freund kann zu viel Vollkommenheiten haben; aber eine Geliebte deren nie zu viel.

Der Unredliche hat Waffen, die der Redliche nicht führen mag. Bei diesem ungleichen Kampfe gebührt dem Besiegten der Ruhm.

Wer viel übersezt, sagt ein bekannter französischer Schriftsteller, der wird nie in den Fall gerathen, selbst übersezt zu werden. Diese Behauptung ist zu allgemein. Wer mit Auswahl übersezt und dies Geschäft als ein Studium behandelt, der kann sich einen eigentümlichen Stil und einen sichern Geschmack erwerben, der ihm — so wie dem mit Kunstsinn kopirenden Maler — auch als Erfinder zu statten kommt.

Auge und Ohr: Beide Sinne dienten von jeher der Wahrheit und dem Irrtume. Welcher von beiden erniedrigte uns, wenn er getäuscht wurde, am meisten?

Einem eitlen Menschen genügt der Schein des Vorzugs; seine Anmaßungen sind daher erträglicher und unschädlicher, als die Anmaßungen des Ehrgeizigen.

Die Begeisterung des Dichters ist kein Rausch, wie man zu sagen pflegt. Sein Geist ruht auf dem Gegenstande seiner Dichtung, mit der höchsten Besonnenheit; nur sich selbst vergißt der Dichter dabei.

Man ſagt: ein groſser General müſſe immer das Gegentheil von dem thun, was der Feind vermuten kann. Wer moraliſch groſs handeln wil, der thue nie, was der groſse Haufen von ihm erwartet.

Bei gelehrten Streitigkeiten ſind die Beweiſe das Haupttreffen; der Wiz im Hinterhalte, und die Schmähungen kann man dem groben Geſchüze vergleichen, das beim eilenden Rückzuge aufs gerathewol gegen den nachſezenden Feind abgebrannt wird.

E.

VIII.

Elegien.

Erſte Elegie.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Horchet, geliebteſter Mann! im wilden
Getöſe der Waffen
Auch der Sehnſucht Ruf, zärtlicher
Klage dein Ohr?

Und, wenn Ares gewaltig den flammen-
den Mut in der Bruſt dir
Anfacht, möchteſt du wol Thränen der
Liebenden ſehn?
Welch Entſezen ergreift mir den bangen
Sinn! ſchon verbreitet
Sich von der nahenden Schlacht lauter
das dumpfe Gerücht.
Daſs der bedächtige Held, bei deſſen
Fahnen du ſtreiteſt,
Rings mit ſicherndem Wall fruchtlos
das Lager umthürmt.
Vorwärts ſchreite der Feind, der kühne; —
mit Zittern vernehm' ichs, —
Lokke mit trozigem Hohn euch in der
Schlachten Gefild.

Schauer durchbeben die Bruſt, mir ſtarret
das Blut in den Adern,
Iſt es Ahnung, daſs bald mich das Ent-
ſezliche trifft?
Auch dich reizet der Ruhm, du ringſt
nach dem blutigen Lorbeer,
Kühnheit flügelt dir wild hin zu Ge-
fahren den Schritt.
Solch aufblühender Reiz ziemt nicht ſo
feurigem Krieger,
Solch ein troziger Sinn ſteht dem Ge-
liebten nicht an.
Hätten die Götter, als ſie dich bildeten,
weniger tapfer,
Oder dich minder geliebt, weniger
liebend gemacht!

Niemals kannt' ich die Furcht, die ſtets
gefangen das Weib hält,
Kühnheit erfüllet das Herz, wie es die
Liebe durchglüht.
Warum ward mir verſagt, an deiner
Seite zu ſtreiten?
Folgt' ich, Geliebter! nur dir, faſste
kein Schauer den Geiſt.
Ja, ich trozte dem Tod, und hielt mit
geſtähletem Arme
Über das theure Haupt lanzenabwehrenden Schild.
Deine hohe Geſtalt, und die Züge männlicher Anmut,
Jener ſtrahlende Blick, der mir die
Seele durchdringt,

Stets verwundende Waffen in Eros lieb-
lichem Streite —
Sind, wo Ares gebeut, nichtiges Zau-
bergeschoss.
Mörderisch wület das Schwerd, der lüfte-
durchschwirrende Pfeil trifft
Unerbittlich, der nicht Schönheit und
Jugend verschont.
War Adonis nicht einst, wie du, mit
Reizen geschmükket? —
Auch an Kühnheit ihm gleich droht
dir das gleiche Geschick.
Trostlos sah Küthereia den Jüngling er-
blassen, die Göttin
Trauerte, denn ihr verschleusst ewig
der Tartaros sich.

Zwar mir felet ihr Reiz, doch fühl' ich
an Liebe mich gleich ihr,
Heiter, gingſt du voran, eilt' ich zum
Hades hinab.
Aber ich flehe dich an, o ewig holde
Küthere!
Du des zärtlichen Glücks Geberin, wel-
cher der Scherz
Folget, mit fröhlichem Schritt, wenn dir
gefällig, o Göttin!
Je dein ſüſses Geſez rühmte des Mäd-
chens Geſang,
Wenn den lächelnden Sohn ich pries,
und die goldenen Pfeile,
Die er in jegliche Bruſt flammenent-
zündend verſenkt:

O so lass, dem Olimp entschwebend,
leuchten die Blikke,
Welche den trozigen Gott, sanft ihn
entwaffnend, besiegt.
Ja — erhalt' es von ihm, dass nicht er
dem Herrlichen schade.
Doch, was fleh ich? dir droht, Thö-
rin! die ärgste Gefahr!
Sähe Küpris den Mann, für den ich
flehe, sie würde
Nebenbulerin mir, Ares entflammte der
Neid.
Ach! bei der Schreckniße Menge vertrau'
ich nur dir, o Geliebter!
Stets gedenke, dass du alles der Lie-
benden bist.

Dir nur fliefset die Zähre der Sehnfucht,

dir nur verfiegt fie,

Und mit dem Stahl, der dich trifft, raubt

mir die Parze das Licht.

A.

Zweite Elegie.

Schweigt, ihr Wipfel! um mich, ver-

ftumm', o Platanengeflüfter!

Nachtigall! flöte mir nicht, halte den

Odem, Natur!

Denn, dort wandelt sie still die Buchen-
gänge herunter,
Leis' im schwankenden Gras gleitet ihr
Zefürosschritt.
Aber mit sinnigem Ernst, in des Schleiers
leichter Umhüllung,
Senkt sie das Haupt auf die Brust,
blickt in die Ferne hinaus.
Jezt an des kühlenden Baches Erfrischun-
gen, jezt an der Grotte
Moosdach steht sie, und wirft herbst-
liche Blüt' in die Flut.
Liebe! warum so ernst? — Die Wellen
entführten die Blüte,
Ach, und die Stunden der Lust flohen
im Strome der Zeit.

S.

Dritte Elegie.

Hab' ich sie recht gedeutet, des Blicks
hinschmachtende Sehnsucht,
War es der fernere Freund, dem er
hinüber gefolgt?
Ach! und ich war dir so nah! in des Zi-
tius dichter Umschattung
Sass ich geschmiegt, und lauscht', aber
du wusstest mich nicht.
Wol auch hab ich bemerkt, wie sie flat-
terten, wie im Gewüle
Rings um dich sich gedrängt Herren
der feineren Welt.

Und du drehteſt den Hals und lächelteſt,
aber im Lächeln
Zog ein ſtillerer Ernſt über die Stirne
dir hin.
Ja — mir war ſie geweiht, die Erinne-
rung! weil du allein warſt,
Unter dem läſtigen Schwarm du und
die Liebe allein.
Links umdufteten dich Hiazinthen, du
dachteſt der Blume
Deines Freundes, und bliebſt ſchnell,
ſie zu pflükken, zurück.
Und du wandeſt den Strauſs, und drück-
teſt ihn ſanft an den Buſen,
Da ergriff es mich, raſch drang aus
dem Buſch ich hervor,

Alles vergeſſend, da huſtete dumpf die
alte Dueña,
Welche, beſorgt, die Zurückbleibende
keuchend geſucht.
Und mich Trunkenen riſs ſelbſt Amor
zurück ins Gebüſche:
„Raſender! zähmſt du dich nicht, trüm-
merſt du ſelber dein Glück?
„Achteſt du nichts den Verrat an der Lie-
benden zartem Geheimnis,
„Wiegt ein Moment der Luſt Jahre der
Reue wol auf?“
Ach! wol waltet er mein mit Bedacht,
doch — hab ich gefrevelt,
Warum warſt du mir nah, warum ſo
lieblich und hold?

S.

Vierte Elegie.

Still umdämmert mich rings des Voll-
monds ſanfte Beleuchtung.
Werd' ich ſie finden, die Spur, die ſie
mich geſtern geführt?
Hier am rauſchenden Bach — Wie ſchön
er die Sterne zurückſtrahlt!
Dort im zitternden Naſs biſt du nicht
Heſperos Glanz?
Ja, er winkt — willkommen du mir, o
Bote der Liebe!
Kündeſt im Spiel des Gewogs du mir
am Ufer den Pfad?

Hin ins Platanengehölz — Wo bin ich? —
Dichtere Schatten
Senken ſich rings um mich her, bergen
den Schimmer des Sterns.
Aber entfloh auch er, die Wölbung des
Hains, o Selene!
Spalte mit zweifelndem Schein, Lie-
benden biſt du ja hold.
Wird in der Vorzeit Lied doch Endü-
mion ſelig geprieſen,
Denke des Freunds in mir, Amor um-
fängt mich, wie ihn.
Nicht den feidlichen Mann im Hinterhalt
zu erlauern,
Oder nach Beute zu ſpähn; wandl' ich,
ein Pilger der Nacht.

Ach! heut war sie umgeben vom lästigen
Drang der Gesellschaft,
Einsam im dichten Gewül eilte der
Tag mir dahin.
Und da flüsterte sie, kaum hörbar, mit
flüchtigem Handdruck:
„Liebenden dämmert der Hain!“ —
Helle mir, Göttin! den Pfad.

S.

Fünfte Elegie.

Ach! es ſagt es kein Lied, kein Lied
ſoll laut es verkünden,
Was im Innerſten hier ſo mir die Seele
durchbrennt.
Ach! vergäſs' ich es doch, und möcht' es
entſchwinden der Seele,
Wie der dämmernde Rauch ſchnell vor
dem Winde zergeht.
Blieb ihr kein Fuſstritt doch, kein Hauch,
kein Atem zurükke,
Keiner der Blikke, der erſt Licht in
die Finſternis goſs;

Nicht die Fülle des Augs, an dem du
zum Gott dich erſchaueſt,
Nicht dies wallende Haar, ſpreitend
die Dämmrung umher;
Nicht der lechzende Mund, die ſanft ſich
theilende Lippe,
Welche zum Kuſs auffchwillt, ſüſs vor
ambroſiſchem Thau,
Nicht dies volle Geſicht, und der Hals,
wie ein marmorner Pfeiler,
Noch, wo im trunkenſten Rauſch
ſchwelgende Seligkeit glüht.
Wo es einhertritt, ſchwebt und rauſcht
und ſtarrt um die Göttin,
Und die Luft um ſie her ſanfter zu
werden beginnt.

Wo vor der hohen Geſtalt kein verwege-
ner Blick ſich empordrängt,
Nie der Bewunderung Aug ſich vor der
Herrlichen ſchlieſst,
Jeder verlangt, und jeder empfängt, und
jeder vor Durſt glüht,
Den kein rinnender Quell wechſelnder
Seligkeit labt.
Ach unſingbar Gefühl! ach nie genanntes
Verlangen!
Ach der Seligkeit Schmerz, den das
Verlangen gebiert!
Iſts ein Traum, was Liebe du nennſt,
wer lebt, als im Traume?
Welche Wirklichkeit füllet die Schat-
ten mir aus?

Sag' es kein Mund, kein Wort ausſprech'
es, verſiegl' es im Schweigen,
Was dir mit voller Gewalt alſo die
Seele beſtürmt.

K.

IX.

Bertrand Du-Gueſclin,

als Knabe und Jüngling.

Bertrand Du-Gueſclin, Konnetable im vierzehnten Jahrhundert, einer der berühmteſten Helden in den Zeiten der Chevalerie und der gröſsten Männer ſeines Jahrhunderts, deſſen Aſche die freien Nachkommen ſeines Vaterlandes jezt aufſuchen laſſen, die heiligen Überreſte des

von ihren Vätern allgemein geliebten Helden dankbar zu ehren; — war der älteſte Sohn des Robert Du-Gueſclin, eines durch ſeine Tapferkeit berühmten Nachkommen einer altadeligen Familie in Bretagne und der Johanna von Malemains aus der Normandie. Das Glück hatte ſeinen Vater wenig begünſtiget; denn auſser den geringen Zubehörungen ſeiner altväterlichen Burg Broon, in der Nähe von Rennes, beſtand ſein gröſster Reichtum in dem Ruhm ſeiner Tapferkeit und dem Adel ſeines Hauſes.

Nach einem unter dem groſsen Haufen der Menſchen ſehr gemeinen Wahn, ſollen auſserordentliche Männer durch eine beſondere und ausgezeichnete Gunſt

des Glücks über ihr Zeitalter emporgehoben werden, ja man bemüht sich, den kleinsten Umständen ihrer frühern Tage nachzuspüren, um zu erforschen, ob nicht vielleicht das Schicksal schon damals, wol gar noch vor der Geburt, einen Wink ihrer künftigen Gröfse gegeben habe. So wurde auch aus dem Ruhm unseres Helden, in den schönsten Tagen seines Lebens, ein Traum seiner Mutter, welchen sie in den ersten Zeiten ihrer Verbindung mit Robert noch vor Bertrands Geburt gehabt hatte, für einen solchen Wink des Schicksals erklärt.

Ihr kam es im Traume vor, so erzählt die Sage, sie sei im Besiz eines Kleinodienkästleins, in welchem sie ihr und

ihres Mannes Bildniſſe erblickte. Auf der einen Seite wurde daſſelbe von einem einzigen trüben Stein bedeckt, welcher ihr wie ein roher noch ungeſchliffener Kieſel erſchien. Auf der andern Seite erblickte ſie drei Diamanten, drei Smaragden und drei Perlen, unordentlich unter einander gefaſst. Sie war entſchloſſen, den Kieſel wegnehmen zu laſſen, weil ſie glaubte, er ſei ſeiner Stelle nicht wert; allein ein Steinkenner gab ihr den Rat, ſie möchte ihn ja in Acht nehmen und ſolle ihn nur abwiſchen. Kaum war dieſes geſchehen, ſo erblickte ſie einen Brillianten, ſchöner, koſtbarer und glänzender, als ſie je einen geſehen hatte. Darnach kam es ihr vor, ſie habe eine der drei Perlen verloren, und voll Unruhe

über diesen eingebildeten Verlust erwachte sie.

Bertrand war ein heftiges, ungestümmes und eigensinniges Kind. Kaum konnte er laufen, so drohte er auch allen Menschen, die sich ihm näherten, ohne Ansehen der Person, mit dem Stock, und besonders seine Gespielen waren seinen Schlägen ausgesezt. Als er ein wenig älter geworden war, gab man ihm einen eigenen Aufseher, dem es zur Pflicht gemacht wurde, seine wilden Neigungen im Zaum zu halten und zu leiten, und ihn im Lesen und andern dem zarten Alter der Kindheit angemessenen Gegenständen des menschlichen Wissens zu unterrichten. Doch die Bemühungen desselben blieben

ohne Wirkung. Der Knabe zeigte die heftigste Abneigung, Etwas zu lernen, und in der Hoffnung, dafs sich dieselbe mit den Jahren verlieren würde, nötigte man ihn vorjezt auch nicht weiter dazu. Weil aber alle seine Äufserungen, Neigungen und Bewegungen das Gepräge einer rohen Heftigkeit und Wildheit trugen, behandelten ihn seine Ältern und die Bedienten des Hauses gleichfalls mit Heftigkeit. Doch der wilde Knabe liefs sich dadurch nicht niederschlagen, vielmehr wurde sein Gemüt nur noch störriger und widerspenstiger. Man hielt endlich seine Äufserungen für die Folge eines bösen, verdorbenen Herzens, und seine Ältern, besonders der weiche, sanftere Geist seiner Mutter, betrachteten ihn nur

mit Schmerz und Bekümmernis, ja die lezte wünſchte mehr als einmal ſeinen baldigen Tod, damit er nicht dereinſt Schande über ihr Haus brächte. Es war nun ſo weit gekommen, daſs er nicht mehr mit ihr und ſeinen Geſchwiſtern an einem Tiſche eſſen durfte. In einer Ekke des Zimmers war ihm ein beſonderer Tiſch beſtimmt, von wo aus er mit anſehen muſste, wie ſeine Brüder von der Mutter mit Liebkoſungen und Lobeserhebungen überhäuft wurden.

Unter ſolchen ungünſtigen Verhältniſſen erreichte der Knabe ein Alter von ſechs Jahren. Mit jedem Tag verzweifelte man mehr an ſeiner Beſſerung, und doch hatte man noch nie verſucht, ihn

durch Liebe und Güte zu dem zu bringen, was man durch Zwang nicht erreichen konnte. Ein sonderbarer Zufall brachte zu rechter Zeit in der Art und Weise ihn zu behandeln, eine günstige Veränderung hervor, durch welche vielleicht sein ganzes künftiges Schicksal bestimmt wurde.

Eines Tages, während der Mahlzeit, steht Bertraud, endlich vom höchsten Gefühl der Ungeduld, sich beständig zurückgesezt zu sehen, ergriffen, mit Heftigkeit von seinem kleinen Tischchen auf. Er nähert sich dem Tische der Mutter, der Vater war eben abwesend, und verlangt mit einem kühnen und befelshaberischen Ton von seinen Brüdern, ihm

Plaz zu machen. Die erſchrokkenen Knaben, von einem weit ſanfteren Naturel, thaten, was er von ihnen verlangte, und die Mutter, durch dieſe Aufwallung eines Kindes von ſechs Jahren, angenehm ergriffen, erlaubte ihm, ſich an den Tiſch zu ſezen. Kaum aber war dies geſchehen, ſo fuhr er unartig nach allen Schüſſeln, nahm die Speiſen ſo begierig und ungeſchickt, daſs ihm die Mutter befal, wieder wegzugehen, und hinzuſezte, er verdiene, um ſeines ſchlechten Betragens willen, in Zukunft mit den Bedienten zu eſſen. Bertrand, voll Verdruſs, ſich ſo übel behandelt und von dem kaum eroberten Ehrenplaz wieder verjagt zu ſehen, ſprang von ſeinem Stule auf und ſtieſs mit einer ſolchen Heftigkeit gegen

den Tiſch, daſs er auf ſeine Brüder ſtürzte. Die Mutter war eben im Begriff, ihn dafür zu züchtigen, als ſie durch die Ankunft einer Nonne, welche in demſelben Augenblick ins Zimmer trat, daran verhindert ward.

Dieſe Nonne war die Tochter eines gelehrten jüdiſchen Arztes, und nach dem Tode ihres Vaters zur chriſtlichen Religion übergegangen. Von ihm hatte ſie die Geheimniſſe ſeiner Kunſt als Erbtheil erhalten, und war nicht allein wegen ihres groſsen Verſtandes und ihrer Kenntniſſe in der Heilkunde, ſondern auch wegen ihrer genauen Bekanntſchaft mit der Kabala und den mantiſchen Wiſſenſchaften der Hebräer und Chaldäer be-

kannt. Indem sie jezt die edle Hausfrau mit der Ursache ihres Besuchs bekannt machte, erblickte sie den kleinen Bertrand in einer Ekke des Zimmers, wo er sich, von Ärger erhizt, verborgen hatte. In dem Augenblick fielen ihr in seiner Fisiognomie unverkennbare Züge von Glück und Gröfse auf, welche das Verlangen in ihr erregten, ihn näher und schärfer zu betrachten. Sie geht näher zu dem Knaben hin und begrüfst ihn mit den Worten: Gott segne euch, mein liebes Kind! Bertrand, einer so sanften und schmeichelnden Anrede nicht gewohnt, nahm es für Spott, hob seinen Stock auf und entgegnete ihr rauh und heftig: Lafst mich in Ruhe, oder ich werde euch den Kopf abschlagen! Die Nonne

liefs sich dadurch nicht abschrekken, sondern benuzte diesen Moment, ihn genauer zu betrachten. Als sie ihre erste Beobachtung, besonders durch einen ausserordentlichen Zug im Auge, bestätigt fand, bat sie ihn, ihr nichts zu Leide zu thun, denn sie habe ihm die gute Neuigkeit zu sagen, dafs er dereinst einer der grösten Männer seiner Zeit werden würde. Sie kehrte sich darauf wieder zu der Frau vom Hause und fragte sie, wer dieses Kind wäre. Mit Thränen in den Augen antwortete ihr Johanna, es sei ihr ältester Sohn, aber er habe ein so böses Naturel, dafs sie fürchten müsse, er werde dereinst die Schande und eine Geifsel seiner Familie werden, und sie würde es für ein Glück ansehen, wenn ihn Gott

wieder wegnehmen wollte. Auch ihr Gemal fei über dieſes unglückliche Kind untröſtlich und bilde ſich ein, es wäre durch die Nahrung der Amme verwahrloſet worden. Um dem unangenehmen Eindruck ſeines Anblicks zu entgehen, verweile er nur ſelten und auf kurze Zeit in ſeinem Hauſe, um in den Zerſtreuungen der Abweſenheit Troſt zu finden.

Die Nonne entgegnete der edlen Frau: Ihr habt keine Urſache, darüber, daſs ihr die Mutter eines ſolchen Kindes ſeid, betrübt zu ſein, und wiſst nicht, welchen Schaz ihr beſizt. Aus dieſem Knaben wird einmal der gröſste Herr des Königreichs, der tapferſte Mann und berühmteſte Ritter der ganzen Chriſtenheit

werden. Sie ſagte das mit ſo viel Zuverſicht, daſs Johanna zum erſtenmal eine beſſere Meinung von ihrem Kinde faſste; denn wie gerne iſt das Mutterherz geneigt, zu hoffen, was es wünſcht! Die Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daſs man Speiſen für die Nonne hereinbrachte. Unter denſelben befand ſich auch ein Pfau, ein damals gewöhnliches und ſehr beliebtes Gericht. Der kleine Bertrand erblickte ihn kaum, als er ſchnell ſeinen Winkel verlieſs, auf den Bedienten zulief, welcher denſelben trug, ihm die Schüſſel aus der Hand nahm, und ſie der Nonne mit den Worten überreichte: Ich bitte euch, meine ungezogenen Reden zu vergeſſen und meine Übereilung zu verzeihen. — Hierauf ging

er an den Schenktiſch, goſs ein Glas voll Wein und brachte es ihr mit der Bitte, daſs ſie es ihm zu Liebe trinken möchte. Die Nonne, von der Artigkeit des Knaben gerührt, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und ſagte: Seine Handlungen wären Zeugen ſeiner vornehmen und erlauchten Abkunft, und ſie könne ihm nochmals verſichern, daſs er dereinſt der gröſste Mann ſeines Jahrhunderts werden würde. Niedergeſchlagen erwiederte Bertrand: Ich ſehe keine Wahrſcheinlichkeit, das Glück, welches ihr mir verſprecht, zu erreichen; denn man kümmert ſich wenig um mich, und die niedrigſten Bedienten meines Vaters haben die Erlaubniſs, mir zu widerſprechen und mich zu erzürnen. Die Mutter, von

Freude ergriffen, ſagte zu der Nonne, ſie habe ihn noch nie ſo artig geſehen. Darauf antwortete der Knabe, welcher es gehört hatte: Eine Frucht die keine Flekken hat, gerät ſelten; die aber, welche Flekken hat, reift langſam, doch deſto beſſer.

Während der Mahlzeit wiederholte es ſich die gute Johanna im Stillen wol tauſendmal, was die Nonne über das künftige Schickſal ihres Bertrands geäuſſert hatte, und obgleich nicht kühn genug, ſich das geringſte zu verſprechen, konnte ſie ſich doch eben ſo wenig enthalten, den holden Schmeicheleien der Hoffnung nachzugeben. Nach dem Eſſen bat ſie die Nonne mit auf ihr Zimmer

zu kommen, wohin sie auch den kleinen Bertraud rufen liefs. Die kluge Jungfrau mufste noch einmal sein Gesicht und seine Hände betrachten, und Johanna beschwor sie, ihr Alles zu sagen, was sie von seinem Glück und künftigem Schicksal halte. Sie erzählte ihr jenen Traum, welchen sie in den ersten Zeiten ihrer Ehe gehabt hatte, und machte sie mit allem bekannt, was nach ihrer Überzeugung dazu dienen konnte, ein Urtheil, an dem ihr so viel gelegen war, zu bestimmen. Die Nonne versicherte ihr nochmals, dafs sie, nach Vergleichung aller dieser Umstände, sich zu der Behauptung berechtiget fühle: dieses gegenwärtige Kind trage grofse Entwürfe in seiner Bruft verschlossen, auch wären Tapfer-

keit, Liebe zum Ruhm und alle diejenigen Eigenschaften, welche zur Ausführung derselben dienen könnten, in ihm verborgen, und es sei nicht zu zweifeln, dafs dergleichen Anlagen vom Glück begünstigt werden müfsten.

Mit der gröfsten Aufmerksamkeit hatte Johanna diesen Gesprächen und Äufserungen der Nonne zugehört. Da sie keine Ursache hatte, den Verstand und die Klugheit derselben in Zweifel zu ziehen, so überredete sie sich desto lieber, dafs etwas Wahres daran sein könnte. Sie befal allen Bedienten, sich in Zukunft artiger und höflicher gegen den kleinen Bertrand zu benehmen, und alle Gelegenheit zu vermeiden, ihn zum Zorn zu

reizen. Auch ſie ſelbſt war von dieſem Tage an weit ſanfter und gütiger gegen ihn als vorher, und nicht lange, ſo bemerkte ſie ſchon, welche ſichtbare Veränderung dieſe Behandlungsart in dem Knaben hervorbrachte. Mit jedem Tage wurde er ſanfter und umgänglicher, welches, wie natürlich, nicht wenig dazu beitrug, die ſchönen Hoffnungen der Mutter zu befeſtigen.

Robert, als er von ſeiner gemachten Reiſe zurückkehrte, wurde ſehr angenehm überraſcht, ſeinen Sohn ſo vortheilhaft verändert zu finden. Johanna unterrichtete ihn von allem, was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen war. Der tapfere und ehrenfeſte Ritter, ein ächter

Bretagner nach alter Art und Sitte, ohne Kunst, Falschheit und Aberglauben, liefs sich zwar von den schönen Versprechungen, die man ihm von der dereinstigen Gröfse seines Sohnes machen wollte, weder schmeicheln noch täuschen; da ihm jedoch die auffallende Veränderung, welche mit dem Knaben vorgegangen war, nicht entging, und dieser selbst, mehr als einmal, voll Zuversicht zu ihm sagte, er würde einmal ein grofser Mann werden, — so sah er nun wol ein, dafs es ihm nicht an Geist fele, und dafs er zum Guten geleitet werden könne. Er beschlofs von nun an, allen Fleifs auf die Erziehung desselben zu wenden, und nicht lange war dieses geschehen, so wurden ihm mit jedem Tage die glücklichen Anlagen, mit wel-

chen die Natur den Knaben ausgeſtattet hatte, immer deutlicher, und er fing ſelbſt an zu glauben, daſs die Erfüllung deſſen, was man ihm von demſelben habe verſprechen wollen, nicht unmöglich ſein könnte. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn, unterhielt ihn von ſeinen kriegeriſchen Abenteuern, von den Schlachten, welchen er beigewohnt hatte, unterrichtete ihn von der dabei beobachteten Schlachtordnung und den groſsen ausgezeichneten Thaten, welche dabei vorgefallen waren. Er erzählte ihm von Alexander und Cäſar, ihren Thaten und Eroberungen, und bemerkte mit Wolgefallen das Vergnügen, welches dieſe Geſchichten dem Knaben gewährten, wie er mehr als einmal vom ſchönen Nacheifer

ergriffen, den Wunsch äufserte, eine des Ruhmes der Nachwelt würdige That zu thun, und beklagte, dafs sein Alter es ihm noch nicht erlaube.

Nachdem Bertrand mehr herangewachsen, gröfser und stärker geworden war, fing Robert an, ihn in den Künsten des Kriegs zu unterrichten. Er liefs ihn mit dem Bogen schiefsen, lehrte ihn mit dem Streitkolben, dem Degen und der Lanze umgehn, liefs ihn ringen und springen, reiten und ein Pferd regieren, Soldaten in Ordnung stellen und was dergleichen in jenen Zeiten gewöhnliche kriegerische Übungen mehr waren. Er machte ihn mit dem ganzen Dienst der Reiterei und des Fufsvolks bekannt, und der fähige

Knabe zeigte viel Gelehrigkeit, und bei allem, was er that, ſo viel Anſtand als Verſtand.

Unter dieſen Beſchäftigungen erreichte er ein Alter von vierzehn Jahren. Aus eigenem Antrieb war er nun darauf bedacht, ſich in dem, was ihn zeither gelehrt worden war, auch praktiſch zu üben. Deswegen verſammelte er mit raſtloſer Thätigkeit zwei- bis dreihundert junge Leute ſeines Alters aus der Nachbarſchaft um ſich her, dieſe theilte er in Kompagnien, erklärte ſich als ihren Anführer, gab ihnen Geſeze, unterrichtete ſie in der Art zu ſtreiten, ſtellte ſie in Schlachtordnung, liefs ſie mit einander kämpfen, liefs kleine Feſtungen aufwerfen, dieſe angreifen und vertheidigen,

ſezte Belohnungen aus für diejenigen, welche ſich durch Tapferkeit oder Geſchicklichkeit auszeichneten, belohnte und ſtrafte, und mit einem Worte, bewies ſich überall als ihr Anführer. Mit ſeinem Beiſpiel ging er ihnen vor, und zeigte auf der einen Seite eben ſo viel Tapferkeit und Unerſchrokkenheit, als auf der andern Würde und Gerechtigkeit. Dieſe unſchuldigen Kriege waren aber nicht ohne Gefahr für die Kämpfer. Jeden Tag wurden einige und oft ſchwer in den Schlachten und kriegeriſchen Übungen verwundet, und Bertrand blieb ſo wenig wie die andern von Streichen und Wunden befreit. Faſt jeden Tag kam er mit Staub und Blut bedeckt in die väterliche Wohnung zurück. Eben ſo oft liefen neue Klagen

der Ältern seiner Kameraden ein, dass keiner derselben unverwundet sei: so dass Robert, nachdem er eine Zeitlang zu diesen Kämpfen geschwiegen hatte, es für notwendig hielt, ihnen durch ein ernstliches Verbot ein Ende zu machen.

Durch dieses Verbot wurden nun zwar die öffentlichen Versamlungen der jungen Krieger, ihre allgemeinen Ring- und Schlagpartien unterbrochen; so oft aber Bertrand einem seiner alten Kameraden und Kriegsgefährten begegnete, nötigte er ihn, mit ihm zu ringen oder zu kämpfen. Gewöhnlich schickte er seinen Gegner mit einem zerbrochenen Arm oder Bein nach Hause, und täglich wurde sein Vater mit neuen Klagen bestürmt. Die-

ser, um den beständigen Unfertigkeiten des jungen Raufbolds auf einmal ein Ende zu machen, entschloss sich endlich zu einer strengen Maasregel. Er liess ihn in ein Zimmer des Hauses als Gefangenen einschliessen. Alle seine Freunde mussten ihn besuchen und mit Vorwürfen überhäufen, welchen Schimpf er sich dadurch, dass er sich mit den jungen Hirten eingelassen, zugezogen habe, wie ein solches Betragen eines jungen Edelmannes ganz unwürdig sei, und er sich dadurch vor der ganzen Welt verächtlich mache. Sie erinnerten ihn daran, dass Alexander der grosse, dessen Begebenheiten ihm so viel Vergnügen gemacht hätten, seinem Vater, als er ihn eines Tages aufforderte, bei den olümpischen Spielen mit den

jungen Griechen um den Preis zu kämpfen, geantwortet habe: er wolle es wol thun, wenn sie nur junge Könige wären. Sie versicherten ihm, dafs er bei einem solchen Betragen alle Ansprüche auf die Hoffnung jenes Glücks, welches ihm versprochen worden sei, aufgeben müsse.

Dergleichen Gespräche machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Gefangenen. Er versprach, nie wieder dergleichen Feler zu begehen. In der Hoffnung aber, dafs diese guten Vorsäze desto tiefer in seinem Gemüt einwurzeln möchten, verschob es der Vater von Zeit zu Zeit, ihm die Freiheit wieder zu geben. Vier Monate hatte Bertrand schon in dieser, für einen jungen Menschen seiner Art,

doppelt unerträglichen Lage zugebracht, als eines Morgens ein Dienſtmädchen des Hauſes in ſein Zimmer kam, etwas dort zu ſuchen. Dieſe günſtige Gelegenheit liefs er nicht unbenuzt. Schnell ſprang er aus dem Zimmer, verſchloſs das Mädchen in demſelben, und glücklich gewann er das freie Feld. Hier begegnete ihm ein Knecht ſeines Vaters, der einen mit zwei Stuten beſpannten Karrn leitete. Sogleich nahm er ihm eine derſelben ab, ſchwang ſich, obwol er weder Sattel noch Zaum hatte, darauf, und ſchlug den Weg nach Rennes ein, mit dem Vorſaz, einen Oheim, der dort wohnte und welchen er vorzüglich liebte, aufzuſuchen, in der Hoffnung, daſs ihn dieſer mit ſeinem Vater wieder ausſöhnen würde.

Als er nach Rennes kam, fand er seinen Oheim nicht zu Hause, sondern nur dessen Gemalin. Diese, als sie seinen schlechten Aufzug sah, fasste sogleich die Vermutung, dass er ohne Erlaubniss möchte gekommen sein, und machte schon Anstalten, ihn seinen Ältern zurückzuschikken, als zum Glück der Oheim nach Hause kam. Ihm erzählte Bertrand aufrichtig sein Abenteuer und bat um einen Zufluchtsort. Der Oheim hiefs ihn herzlich willkommen, und versprach, alle Mühe anzuwenden, den Frieden zwischen ihm und seinem Vater herzustellen. Er blieb nun drei Monate in Rennes, ohne etwas Ungewöhnliches zu unternehmen. Jezt erfuhr er eines Tages, dass auf einem öffentlichen Plaz ein Ring-

ſpiel ſollte gehalten werden, und ſogleich nahm er ſich vor, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. Die Tante, davon unterrichtet, fürchtete ſeine Unbeſonnenheit, und ſuchte es zu verhindern. Sie wuſste es ſo einzurichten, daſs er mit ihr in die Kirche gehen muſste. Doch er fand bald Gelegenheit, heimlich zu entweichen, und nun eilte er ohne Aufenthalt nach dem Ort, wo die Wettkämpfe gehalten wurden, jedoch mit dem feſten Vorſaz, ſich nicht einzulaſſen. Als er dort ankam, zeigte man ihm einen Kämpfer, welcher ſchon zwölfe der ſtärkſten Gegner niedergeworfen hatte. Die Augen aller Zuſchauer waren auf ihn gerichtet und ein wetteifernder Beifall umgab ihn von allen Seiten. Da ergriff eine edle Eiferſucht

das Gemüt des Jünglings, und vom Taumel der Ruhmſucht und des Ehrgeizes ergriffen, waren im Augenblick alle ſeine ſchönen Vorſäze vergeſſen. Er tritt in den Kampfplaz und erklärt, daſs er zum Kampfe bereit ſei. Kühn kommt ſein Gegner auf ihn zu, in der Hoffnung, dieſen neuen Ankömmling ſeinen zwölf beſiegten bald beizugeſellen, um ſo mehr, da es ihm ein Leichtes ſcheint, einen jungen Menſchen von ſechszehn Jahren zu überwältigen. Doch er wird für ſeinen Übermut beſtraft. Kaum haben ſie mit einander angebunden, ſo liegt er auch auf dem Sand, und der Preiſs, welchen er ſchon mit Gewisheit zu beſizen glaubte, wurde dem jungen Sieger zu Theil. Indem aber dieſer ſeinen Gegner nieder-

geworfen hatte, war er mit dem Knie dergeſtalt gegen einen Stein gerannt, daſs er ſich nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er muſste ſich nach dem Hauſe des Oheims tragen und dort zu Bette bringen laſſen.

In dieſem Zuſtand fand ihn die Tante, als ſie aus der Kirche zurückkehrte. Mit Bitterkeit äuſserte ſie ihr Misvergnügen über ſein Betragen, und wie ſchändlich es ſei, ſich auf dieſe Weiſe mit ſolchen gemeinen Menſchen einzulaſſen. In der heftigſten Bewegung bat er ſie um Verzeihung, und legte ihr einen Schwur ab, daſs er nie wieder Gelegenheit zu einem ſolchen Verweis geben wollte. Neun Tage muſste er an den Folgen der erhal-

tenen Wunde leiden. Unterdeſſen hatte ihn der Oheim wieder mit ſeinem Vater ausgeſöhnt; und nachdem er noch einen Monat in Rennes verlebt hatte, kehrte er in das väterliche Haus zurück. Robert empfing ihn mit der alten Liebe. Er gab ihm Waffen und ein Pferd, nahm ihn mit auf Turniere und zu andern Zuſammenkünften des Adels. Wegen ſeiner groſsen Jugend ſollte er noch nicht kämpfen, und Robert bat alle ſeine Bekannten darum, ihn nicht zum Kampf zu veranlaſſen.

Der junge Bertrand benahm ſich bei ſolchen Zuſammenkünften gegen Jedermann artig und zuvorkommend. Er lieſs keine Gelegenheit vorbeigehn, dieſem

oder jenem zu dienen und gefällig zu sein. Bald hatte er sich die Achtung und Freundschaft aller Nachbarn und Freunde seines Vaters erworben. Mit einem feinen und richtigen Beobachtungsgeist bemerkte er alles, was in seiner Gegenwart und um ihn her vorging. Die Berichte, welche er dem Vater abstattete, waren immer so zweckmäfsig und treffend, dafs er demselben mit jedem Tage neue Zufriedenheit und neue Hoffnungen erregte. So vergingen wieder zwei oder drei Jahre in dem väterlichen Hause. Bertrand vervollkommnete sich immer mehr in allen Kenntnissen und Übungen, welche in den damaligen Zeiten von einem Edelmann gefordert wurden. Durch seine Geschicklichkeit, seine Tugenden und liebenswür-

digen Eigenſchaften, erwarb er ſich die Liebe ſeiner Ältern und aller, die ihn kannten, in immer höherem Grade. Niemals hörte man aus ſeinem Munde ein unanſtändiges oder unſchickliches Wort gegen irgend Jemand auf der Welt; noch jene Flüche und Schwüre, welche andere ſeines Standes auch damals ſo oft im Munde führten. Was ſeinem Herzen vorzüglich zur Ehre gereicht, war, daſs beſonders die Armen ſein Lob erhoben; denn er konnte keine Bitte verweigern, und ging darinn oft ſo weit, daſs, wenn es ihm an Geld felte, er ſeine Kleider verkaufte, um die Bedürfniſſe unglücklicher Menſchen zu befriedigen.

Um dieſe Zeit wurde das Vaterland unſeres jungen Helden auf eine Zeitlang

ein Sammelplaz der Vergnügungen; denn alle gute Bretagner waren über die eben vollzogene Verbindung des jungen Karl von Blois mit Johanna, Gräfin von Penthievre, der Erbin von Bretagne, erfreut. Auch Robert Du-Guefclin verband fich, um diefe erfreuliche Zeit zu feiern, mit einigen andern Rittern und Edlen feines Vaterlandes, und fie liefsen ein grofses Turnier zu Ehren der Damen nach Rennes ausfchreiben. Durch ganz Frankreich und nach England fchickten fie ihre Briefe, um die Tapferften der beiden Reiche zu diefem feftlichen Schaufpiel zu verfammeln, bei welchem eine vornehme Dame den Sieger mit einem koftbaren Ringe belohnen follte. Als die zur Eröfnung deffelben beftimmte Zeit erfchie-

ren war, reiſte Robert in dem koſtbarſten Aufzug, der ihm nur möglich war, nach Rennes ab, unſern Bertrand aber liefs er auf ſeiner Burg zurück. Der Verſuchung dieſer köſtlichen Gelegenheit, ſich im Angeſicht der gröſsten und trefflichſten Männer ſeines Vaterlands vielleicht auszuzeichnen, konnte der ruhmbegierige Jüngling nicht widerſtehen. Kaum war der Vater fort, ſo war er auch ſchon entſchloſſen, ihm zu folgen. Aber auch nicht ein Pferd war zurückgeblieben. Doch das ſchreckte ihn nicht ab. Er nahm ein Mutterpferd aus der Stuterei, und eilte damit nach Rennes. Sein ſchlechtes Anſehen und ſeine elende Ausrüſtung zogen alle Augen auf ihn. Er war ein Gegenſtand des Spottes derjeni-

gen, die ihn und seine Verdienste nicht kannten. Denn nach der Sitte jener Zeiten war es für den Edelmann Schande, eine Stute zu reiten.

In diesem traurigen Aufzuge mischte er sich unter die Menge der Zuschauer. Er erblickte nun die von Gold und Edelsteinen schimmernden Kämpfer, die wehenden Federbüsche und Helmdekken, und die schön geharnischten Pferde. Der laute Schall der Trompeten, das Jubelgeschrei dieser grosen Versamlung, welches die Sieger umtönte, drang in seine Ohren, und sein für den Ruhm geborenes Herz wurde von dem schönen Gefühl einer unüberwindlichen Nacheiferung ergriffen. Mit dem tiefsten Schmerz blickte

er auf ſich ſelbſt. Er beklagte es, daſs ſein elender Aufzug ihm nicht erlaube, ſich den Damen zu nähern, noch an dieſen glänzenden Kämpfen Antheil zu nehmen. Der grauſamen Härte ſeines Vaters, die ihn um dieſes Vergnügen brachte, machte er in ſeinem Herzen die bitterſten Vorwürfe. Traurig ſah er mehrere Rennen mit an. Endlich bemerkte er einen Ritter, welcher, nachdem er wiederholt mit groſsem Glücke gekämpft hatte, die Stechbahn verlieſs und nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. Dieſem folgte er auf dem Fuſse und bis in ſein Zimmer nach. Hier warf er ſich vor ihm auf die Knie nieder, nannte ſeinen Namen und bat und beſchwor den Ritter, ihm ein Pferd und Waffen zu leihen, damit er auch häm-

pfen könne. Der Ritter, über die Lebhaftigkeit des jungen Knappen erstaunt und verwundert, gewährte sogleich seine Bitte, legte ihm selbst die Waffen an, und befal, ihm ein frisches Pferd zu geben. Bertrand, über den glücklichen Erfolg seiner sonderbaren Bitte höchst vergnügt, bestieg, von Freude und Hoffnung erfüllt, seinen Gaul, eilte nach dem Turnierplaz zurück nnd stellte sich in die Schranken.

Kaum war der neue Angreifer angekommen, so erschien, nach der Sitte dieser kriegerischen Spiele, ein Ritter von der Partei der Plazhalter in der Bahn, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Bertrand winkte mit der Hand, die Trom-

peten gaben das Zeichen zum Angriff, die beiden Kämpfer liefsen den Pferden die Zügel fchiefsen und rannten mit unbefchreiblicher Gefchwindigkeit gegen einander. Da faſste Bertrand das Viſier feines Gegners fo gefchickt mit der Lanze, dafs er ihm den Helm vom Kopfe weghob. Der Stofs aber, welchen er ihm dabei verfezt hatte, war fo heftig, dafs der Ritter unmächtig zur Erde ſtürzte, und nebſt dem Pferde auf dem Plaze lag. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, hoffte er ſich bei einem zweiten Rennen Genugthuung zu verfchaffen; allein er war eben fo unglücklich als das erſtemal.

Hierauf erfchien Robert Du-Gueſclin, einer von der Partei des überwundenen

Ritters, in der Bahn. Bertrand bereitete ſich, gegen ihn zu rennen; als er ihn aber an ſeinem Schild und Waffenrock erkannte, ritt er zwar bis gegen die Mitte der Bahn auf ihn zu, neigte aber die Spize ſeiner Lanze gegen ihn und machte eine tiefe Verbeugung, zum Zeichen, daſs er aus Achtung nicht mit ihm kämpfen wolle. Die ganze Verſamlung erſtaunte über dieſes Benehmen und ſuchte den Grund deſſelben in dem groſsen Ruf des Robert; denn er war einer der tapferſten und gefürchtetſten Ritter in ganz Frankreich.

Ein dritter von der Partei der Plazhalter kam herbei, den Unfall des erſten wieder gut zu machen; allein Bertrand verſezte ihm einen ſo heftigen Stoſs gegen

den Helm, dafs derfelbe auf zwölf Schritte weit flog, der Ritter felbft aber, hart getroffen, vom Pferde ftürzte. Funfzehnmal rannte der junge Held, und immer mit demfelben Glück; denn alle feine Gegner wurden bügellos. Die ganze Verfamlung war über die Gefchicklichkeit dieles unbekannten Kämpfers erfreut und erftaunt. Die Herolde nannten ihn den irrenden Ritter, und bei der ganzen Verfamlung ftieg die Ungeduld, den Namen dieles aufserordentlichen Unbekannten zu wiffen, mit jedem Augenblikke höher.

Unter den Kämpfern, die zugegen waren, befand fich ein Ritter aus der Normandie, der für einen der gefchickteften in ganz Europa gehalten wurde. Diefen

veranlafste man, es mit dem Abenteurer aufzunehmen, und ihm das Vifier wegzuftofsen, damit man erfahren möchte, wer er wäre. Der Normann erbot fich zum Kampf; und nachdem Bertrand ihn angenommen hatte, zerftiefs er zwar gleich im erften Anrennen das Vifier des jungen fiegreichen Kämpfers; allein dieler faiste, wie man erzählt, ihn im Vorbeirennen fo gewaltig mit dem linken Arm, dafs das Pferd unter ihm weg lief. Nun fchleppte er den Ritter bis an die Schranken der Bahn, und dann warf er ihn nieder. Indem aber diefer lezte Sieg die höchfte Verwunderung erregte, hatte man auch fchon erkannt, wer der tapfere Kämpfer fei.

Robert, als er ſeinen Sohn erblickte, wurde bei dem Gedanken an die Ehre und den Ruhm, welche derſelbe in Gegenwart des Herzogs, des ganzen Hofs, und der Edelſten ſeines Vaterlandes erlangt hatte, ſo lebhaft von Freude ergriffen, daſs er auf ihn zuging, ihn in ſeine Arme ſchloſs und vor der ganzen Verſamlung verſprach: er wolle in Zukunft nichts verſäumen, ihm alle Gelegenheit zu verſchaffen, dieſen erſten ſo rühmlichen Ruf vermehren zu können. Alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Antheil an dem Ruhm des jungen Helden. Einmütig wurde ihm der Preiſs des Turniers von der ganzen Verſamlung zuerkannt. Begleitet von dem gröſsten Theil des anweſenden Adels und

der Menge des Volks, ging er nach der Kathedralkirche, um Gott für seinen Beistand zu danken, und hierauf zu dem Ritter, der ihm Pferd und Waffen geliehen hatte, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Darnach führte man den glücklichen Sieger in den Saal des Festes, wo er von dem Herzog, den anwesenden Fürsten, Rittern und Edlen mit Glückwünschen überhäuft wurde.

Das war der Eintritt eines Jünglings in die Welt, begleitet von einem Glück, und einem Ruhm, welche für die Zukunft viel erwarten liessen. Von nun an betrat er den grossen Schauplaz der Begebenheiten. Seine schönen Tage stiegen herauf. Die Thaten des Mannes entspra-

chen den Hoffnungen, zu welchen die Beſtrebungen des Jünglings berechtiget hatten. Robert konnte in den lezten Augenblikken ſeines Lebens zu dem berühmten Sohne, an welchem er als Knabe verzweifelt hatte, ſagen: Ich habe immer gewünſcht, in deinen Armen zu ſterben, und der Troſt deiner Gegenwart iſt mir um ſo gröſser, da ich in dir einen ſiegreichen Eroberer umarme.

Nächſtens werde ich dem Publikum eine vollſtändige Geſchichte des Lebens und der Thaten dieſes groſsen Helden und auſserordentlichen Mannes vorlegen. Die Achtung, welche noch jezt die Franzoſen ſeinem Andenken beweiſen, und die vorſtehenden Züge aus den Tagen ſeiner

Kindheit und Jugend mögen auf die Thaten und Schickſale des Mannes aufmerkſam machen. Gewiſs wird man bei dem Leſen derſelben andere und beſſere Begriffe von dem Geiſt und den Sitten der ſchönſten Zeiten der Chevalerie erhalten, als jene zahlloſen Ritterromane, mit welchen unſere Litteratur in den lezten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts überſchwemmt wurde, in Umlauf gebracht haben.

Friedrich Majer.

X.

Perſiſche Liebe.

Die Schöne, die mich an ſich zieht,
Gleicht einer jungen Roſe,
Die — wenn ſie gleich im Schooſe
Des Knoſpens ſpäter aufgeblüht —
Doch ſchon vor andern, feurig glüht.

Der Hauch aus ihrem Munde —
Wenn, ihrer Mirtenlaube Duft
Zu atmen, ſie mich zu ſich ruft —

Erquickt mich, wie die ſanfte Luft
Nach einer warmen Stunde.

Ein Feuer, das ich nie gefühlt,
Drängt ſich nach meinem Herzen,
Wenn oft bei unſern Scherzen
Der Weſt mit ihren Lokken ſpielt,
Und in ihr Heiligtum ſich ſtielt.

Berühr' ich ihre Wangen,
So ſeh' ich Erd' und Himmel nicht,
So hör' ich nicht mehr, was ſie ſpricht,
Und fühle nichts, als ihr Geſicht
Und brennendes Verlangen!

Lang hab' ich Perlen nachgeſpürt
In ſeichten, tiefen Gründen;

Die edelſten zu finden

Lieſs ich kein Waſſer unberührt,
Bis Sie das Glück mir zugeführt.

Weg eitler Ruhm der Helden!
Ihn gieſs ich aus, wie trüben Wein,
In Kot und Staub. — Ihr ganz allein
Will ich mein Blut und Leben weihn!
Wer kan, wie Sie, vergelten!

Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlaſſe.

XI.

Chiron der Alte.

Der weiſe Chiron, als er ſeinen Zögling
Nun bald zum Manne reifen ſah, begann
Er einsmals ſo zu ihm: — Geliebter Sohn,
O theurer Jüngling, würdig aller Sorgen!
Geh hin, und führe ſelber nun die Zügel
Von deinem Leben. Doch bevor du ſcheideſt,
Vernimm annoch die Lehren deines Freunds.

Ob dir die Götter gleich die Jahre Neſtors
Verſagt, erſeze durch ein weis Betragen
Des Lebens Länge. Lerne leben, eh'
Du ſtirbſt. Geringes Land durch Fleifs erbaut
Iſt mehr als wüſte Königreiche wert.
Nicht von der Jahre langen Dauer, ſelbſt
Nicht von der hohen Götter Willen hängt
Das Glück des Lebens ab; der Menſch iſt ſich
Sein guter oder böſer Genius.

Denk nicht, o Prinz, daſs dein erhabner Stand,
Geburt und Ehren und der eitle Name
Die Freude feſſeln können; unglückſelig
Biſt du, woferne du nicht ſelbſt dein Glück

Zu machen fähig bist. Das Glück ist stets
Dem Fleifs gewogen; ob der Pöbel gleich
Es mit verschlofsnen Augen malt, so ist
Es meist rechtschafner doch, als man es
denkt.
Es lächelt allen Ständen; jeder mag
In seiner Art des Glükkes Schooskind sein.
Und ob nun alle nach ihm seufzen, wer
Erkennt's, wer fühlt's, wie man's erhal-
ten mufs?

Natur hat mütterlich für uns gesorgt.
Sie gab schon jedem Sinn Ergözlichkeit,
Und steckt ein reiches Ziel von Freuden aus
Dem, der's erreichen mag. Wann Träg-
sinn doch,

Wann blinder Unverſtand dahinten bleibt;
Wer zaudernd, zweifelnd ſich dem Ziele
naht,
Der läſst dem Zufall, was nur Fleiſs und
Müh
Erjagt. Auch iſt ein groſser Theil zu
ſchwach,
Zu ungeduldig, harrt nicht bis an's Ziel,
Stirbt allzuheftig, wol zu weit hinaus,
Und fällt, durch allzugroſse Weichlichkeit,
Verlangt zu viel und nun erhält er nichts.

Vermeid', o Sohn, vermeide, wenn du
kannſt,
Die Feler ſolcher! Richte nicht dein Ziel
Zu hoch und nicht zu tief. Die allzuhoch

Gespannte Hoffnung bringt gar leicht Verzweiflung.

Jedoch vor allem merk' auf das, was du Beginnst, sonst ist das Leben Spiel und Traum.

Noch glücklich, wenn der Traum ergötzlich ist;

Doch unbewacht Vergnügen stirbt gar schnell.

Lern du zu tragen; lerne, wie! und wann!

Der sucht die Freud' umsonst, der Mühe scheut.

Vergnügen ist ein ernstes Ding; es kauft's

Die Arbeit, Vorsicht, sittsame Geduld,

Und Richtigkeit im Handeln und im Sein.

O deine allzufeur'ge Jugend führt
Zu weit dich von dem Ziel! Von heftigem
Verlangen braufend, ſtürmend immer,
immer
Dem jungen ungezähmten Roſſe gleich —
O braver Prinz, laſs Leidenſchaft dich nicht
Auf ihre irren Wege führen! denk',
Ein raſcher Augenblick verdirbt gar oft,
Was lange Jahre nicht erſezen mögen.

Wie wenn aus Thrakia der Sturm die
Fluten
Von dem Euxinus aufpeitſcht, und den See
Betrübt, ſo trüben Zorn und Haſs die Bruſt
Des Menſchen, und die heitre Ruhe fleucht,
Und Freud' und Glück mit ihr aus ſeiner
Seele.

Glück ſenkt den Anker nur in ruh'gen Sinn,
Und weiſe Biegſamkeit macht erſt den
Mann.

Erſtick' in deiner Bruſt die Flamme, die
Zu früh erwächſt, und ſtille ſie mit Lehren
Der Weisheit. Oder greife nach der Leier,
Die dir die Muſe gab. Such dieſe auf
In ſtillen Schatten; laſs der Götter Lob
Von deinen Saiten ſchallen; oder ſing'
Die Lieblinge der Götter, ſie, die Helden,
Die Weiſen jener alten Zeit. Verehre
Durch ähnliche Geſinnung dieſe. Wekke
Zu gleichem Thun dich durch ihr Lob.
So wirſt
Du beſſer bei der Saiten ſüſsem Spiel,
Und kömmſt beruhigter zu dir zurück.

Musik und Dichtkunst und die Einsamkeit
Besänftigen den allzurohen Sinn.

Nur darum lehrt' ich dich so früh die
Kunst
Der Saiten, bildete zur Lei'r die Hand.
Nicht zum Vergnügen nur ist's gnug,
den Weg
Zu finden, gross ist auch die Kunst des
Trosts.

Es scheint, des Schicksals wunderbarer
Schluss
Hab' eine eigne Gottheit ausernannt,
Die jedes Menschen Freuden dämpfen soll,
Wenn sie zu hoch erwachsen; dass auf
Erden

Von Sorgen keiner frei sich halte, jeder
Zur Hälfte mindstens mit dem Elend theile.
Was mehr ist als die Hälfte, ist gar meist
Ein schwärmend Bild, ein Werk der Fantasie,
Das leicht zum Glück führt, aber auch zum Weh.

Fasst allzumächtig Trauer deine Sinnen,
So rechne mit dem Schicksal; sieh, wie viel
Noch unter dir! wie hoch du stehst! dann denk
Das Schicksal weiser Helden, grosser Staaten!

Verschmäh Ergözlichkeiten nicht, die leicht
Sind zu erhalten. Nur der Stolz verschmäht

Ein leichtes Spiel. Ich klage den, der
ſchwer
Iſt zu ergözen. Wer Vergnügen nicht
Im Flug haſcht, kriegt es nimmer. Lang
bereitet
Iſt es zu oft Verkleidung nur der Quaal.

Wer von dem ſtillgefällgen Ufer weicht,
Um auf der hohen See zu rudern, gibt
Die zarte Bruſt den wilden Stürmen, gibt
Sein Heil den ungewiſſen Wogen dar.
So drängt der Ehrſucht Trieb des Lebens
Glück,
Den Frieden, aus dem Sinn. — Nur Hoff-
nung bleibe!
Denn ohne Hoffnung iſt kein ſchönes
Glück.

Thu' auch noch mehr als hoffen; zehr'
dich nicht
In ſteten Träumen beſsrer Zukunft auf.
Das Leben endet, es iſt Zeit, daſs du
Beginnſt!
Natur ſei dir Geleiterinn
In allem. Sie allein ermüdet nie.
Verachte, mit der Kunſt geſticktem Schleier
Die Einfalt ihrer Reize zu verhüllen.

Leb' nicht in Nachahmung. So groſs der
Mann,
Den du zum Bild dir wählſt, ſo klein
biſt du,
Wenn du blos knechtiſch nachzuahmen
ſuchſt.

Auch lafs der Menge Ausfpruch nicht Gefez
Dir werden. Folge deinem eignen Trieb;
Und fei dir treu, und leb' dein Leben dir!

Wann früh Aurora in dem zarten Oft
Erwacht, und nun der Welt den Herrn
des Tags
Verkündigt, eile du in's Feld, und fuch'
Des Waldes tobend Ungeheuer auf;
Bezähm' ein mutges Rofs, und bändg' es
unter
Des Zügels Herrfchaft; oder geh hinab
Zum Spiel der kühnen Waffen; ftärk' den
Arm,
Den mächt'gen Speer zu fchleudern, feft
den Schild

Zu ſtüzen! — Jedem rühmlichen Geſchäft
Iſt ſtets die ſüſse Morgenröte hold.
Dann laſs am Mittag ein geringes Mahl
Die Sinnen dir ergözen, kürzern Schlaf
In kühlen Schatten, freien, leichten Scherz,
Und künft'ge Freuden und vergangne Luſt.

Wann nun der Abendſtern ſein Spiel beginnt,
So find' auch er dich unter Freunden noch,
Gelagert an dem moosbedeckten Ufer.
Laſs Wein und Scherz und Kränz' und Saitenſpiel
Und Thaïs holde Lieder dir die Sorgen
Weit weg verbannen, junge Freuden rufen!

Alſo verjage du den ſchwarzen Kummer;
Und fürchte nicht das Übel, bis es kömmt.
O Peleus tapfrer Sohn, ob am Skamander,
Ob fern am Simoïs die Griechen gleich
Dein Schickſal einſt beweinen — wann
und wo!
Was kümmert's! Iſt der Schlag beſtimmt,
ſo mag
Selbſt Jovis Wille nicht ihn wenden.
Drum
Sei du getroſt; und füll' die kurze Bahn
Des Lebens mit erhabnen Thaten! Leb'
In Eile, weil das Schickſal Eil' gebeut!

Noch Eins, mein Sohn! dann ſoll nicht
mehr dein Ohr
Die lange Lehre deines Freunds ermüden.

Lern', wie man Gutes thut, und thu's!
dies iſt
Die Wiſſenſchaft, die wenige verſtehn.
Zu geben und zu ſchüzen! iſt was gröſsers
Für eines Fürſten Herz! Was kann die
Menſchheit
Mit höherm Adel ſchmükken! — Dieſes nur
Erwirbt Gehorſam dir und Liebe. Glück
Der Menſchheit ſei dein Glück! Nur dies
beſeligt
Dich ſelbſt und rund umher dein Volk
um dich.

Doch ſieh, Aurora führt bereits den
Wagen
Des Tags herauf! und Peleus, zärtlich dich

Erwartend, ſchilt ob dem Verzug. Geh

dann,

O edler Prinz, wohin dein Schickſal ruft!
Geh du beſtimmt den Weg, und fürchte
nichts!
Was auch die Götter dir zum Lebensraum
Vergönnt, ſo iſt dein Name doch unſterblich.
Mehr als ein zweiter Peleus ſteigt in ihm
Empor. Es wird der Fürſt der Dichter einſt
Ihn künft'gen Zeiten preiſen; er nur wird
Begeiſtern zur Eroberung der Welt.

K.

XII.

Der Bramine.

In der zirkaſsiſchen Tartarei liegt ein labirinthiſcher Hain, mitten in demſelben iſt eine Wieſe, die von duftenden Bäumen umſchloſſen wird. Mitten in dieſer Wieſe ſteht eine goldene Wiege und in dieſer Wiege liegt ein ſchöner Knabe. Eine wolthätige Fee kommt alle Nächte dahin, und reicht dem Knaben Zukker zur Nahrung. Neben der Wiege ſieht man rechts einen kleinen

Panzer, und links ein vielblättriges Buch: beide ſind Geſchenke eines Zauberers, und die Schweſtern des Schickſals haben in das Buch das Schickſal des Knaben geſchrieben, von der Morgenröte ſeiner Entſtehung an, bis zu dem Abendrot ſeines Daſeins.

Hinter der Wiege ſteht ein Palmbaum, an welchem folgende Deviſe hängt: eine Lilie am Bach, und über ihr in nächtlichen Wolken der leuchtende Mond mit der Inſchrift: *wachſe und gedeihe, ehe die Sonne des Mittags dich ereilt!* Nicht weit von der Wiege iſt ein Grab in Felſen gehauen, welches von Roſenbüſchen beſchattet wird. Tiefſinnig verirrte ſich

einſt ein Bramine in dieſer Gegend und entdeckte die Wiege ſamt dem Knaben unter dem Palmbaum. Er eilte hinzu, ſah die Deviſe, die Inſchrift, wie auch den Panzer und das Buch; welches alles zuſammen ein höchſt magiſches Anſehen hatte. Der Knabe lächelte, und von Liebe angezogen rief der Bramine aus:

Glänzend ſei der Stern deines Schickſals, ſchuldloſes, freundliches Weſen, möge nie die Gunſt der Könige, Schmeterlingen gleich dich verderben, nie die Marktſchreierei der Welt dich bethören, nie verführeriſcher Lorbeer dein Haupt drükken! — Ach! und mögeſt du nie dies

Rosenbette einsamer Wildnis mit vornehmen Palläſten tauſchen.

Als der Bramine dieſe Worte geſprochen hatte, ſo lies ſich eine Zaubermuſik in den Lüften hören, und es traten vier Männer zu ihm, welche von einem Geſpenſt geleitet wurden: aus ihrer Kleidung erkannte er ihre Stände und ihren Beruf; *der erſte* war *ein* Soldat, der andere ein Arzt, der dritte ein Narr und der vierte ein Todengräber.

Wer von euch — ſo redete der Bramine ſie an — iſt mir Profet über den Nebel der Zukunft, ein Vertrauter vom Geſtirn dieſes Knaben? Lehrt michs, und ob ich gleich ein Weiſer

bin, ſo will ich doch euer Schüler ſein!

Das Geſpenſt murmelte einige unvernehmliche Töne und verſchwand. Der Soldat erhub zuerſt ſeine Stimme und ſprach: Ich bin das Bild des Lebens, denn ein Kampf iſt unſer Daſein!

Hierauf nahm der Arzt das Wort und ſprach: Ich bin der Freund und der Tröſter des Lebens, denn ſiech und ſtrauchelnd iſt unſer Wandel!

Der Narr ſchüttelte den Kopf, daſs die Schellen ſeiner Kappe klangen, und ſprach nichts.

Der Todengräber pfiff ein fröhliches Lied, und deutete mit ſeinem Spaden auf das nahe Felſengrab.

Der Bramine fand in dieſen Antworten wenig Licht, er redete alſo ferner dieſe vier Männer an, und bat ſie, ihn zum mindeſten klärer zu lehren, wie, und worauf das Glück dieſes Kindes gebauet werden könnte?

Auf Mut! ſprach der Soldat. — *Auf Vorſicht!* ſprach der Arzt. — *Auf Hoffnung* meiner Saat! ſprach der Todengräber. — Der Narr ſchüttelte abermals den Kopf, und lachte laut. Indem kam eine ſchöne Schäferin daher, der Narr ging ihr eilends entgegen, und führte ſie zu der Wiege des Knaben — Da! lieber Knabe, ſprach er, jage nach Hirngeſpinſten, ſei ein glücklicher Thor, und laſs dieſe Roſenwangen, dieſe Zauberblik-

ke dir deinen Himmel auf Erden werden! *E.*

Nachſchrift.

Vor mehren Jahren exiſtirte in einer gewiſſen teutſchen Stadt eine Geſellſchaft gebildeter, zum Theil in der Litteratur rühmlich bekannter Perſonen, welche ſich öfters freundſchaftlich verſammelten, ihre Arbeiten einander vorlaſen, oder ſich an kleinen dramatiſchen Übungen und geiſtreichen Geſellſchaftsſpielen ergözten. Wiz und Laune war hier die Loſung, in ihr regte üppig der Genius der Fantaſie die entfeſſelten Schwingen. Sie iſt vorüber-

gegangen, wie ſo manches Gute aus jener Epoche. Zufällig haben ſich einige ihrer Papiere gerettet, aus denen der Herausgeber vielleicht künftig dem Publikum etwas vorlegen kann. Daher hie und da in einzelnen Aufſäzen die Beziehungen auf eine frühere Zeitgeſchichte.

Eine ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen war die Wizkarte, ein Geſellſchaftsſpiel. Man ſaſs im Kreis, und hatte eine beſtimmte Anzahl Karten in der Hand, wo auf jeder ein einzelnes Sachwort geſchrieben war. Der erſte in der Reihe ſpielte ein oder zwei Blätter aus, und fing zugleich eine Erzählung an, in welche die auf den Blättern ſtehenden Worte verwebt ſein muſsten.

Sein Nachbar ſpielte ein andres Blatt aus, und ſezte die Erzählung aus dem Stegreif fort, und ſo die Reihe herum. Einer aus der Mitte war Sekretär, und ſchrieb das Ganze auf.

So entſtand auch die voranſtehende Geſchichte, in der jedes anders gedruckte Wort aus den Blättern der Wizkarte genommen iſt.

S.

XIII.

Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage:

Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne?

Es gibt eine beſchwerliche Art von Menſchen, welche behaupten will, vernünftige Geſchöpfe ſollten gar keine lange Weile haben.

Dieſes Vorgeben, welches freilich nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, ſcheint auf das Publikum einen ſolchen Eindruck

gemacht zu haben, dafs man wirklich viele Perſonen ſieht, welche ſichs ordentlich zur Schande rechnen, dafür angeſehen zu werden, als ob ſie jemals lange Weile haben könnten; und welche daher, zu eben der Zeit da ſie z. B. bei Hofe den ganzen Tag von der daſelbſt graſſirenden langen Weile ſchwazen, und eben dadurch ihren betrübten Zuhörern mächtig lange Weile machen, gleichwol einmal über das andre gähnend verſicheru, dafs ſie ſelbſt für ihre eigne Perſon niemals Langweile hätten.

Allein es iſt nichts gewiſſer, als dafs die tägliche Erfahrung einem ſolchen Vorgeben gerade zu widerſpricht. Es gibt augenſcheinlich Perſonen, welche

(so zu sagen) das ganze Jahr durch nichts zu thun haben, oder, wenn sie auch was zu thun hätten, nichts zu thun wissen, oder, wenn sie auch was zu thun wüfsten, doch nichts thun mögen, und sich daher alle Tage und Stunden ihres Lebens in dem Fall eines gewissen beliebten, kleinen Lottchens befinden, welches auf die Frage was machst du? je und allezeit die Antwort bereit hat: Nix!

Wie dem aber sein mag, so ist wenigstens zu vermuten, dafs die Frage, wie eine unbeschäftigte Gesellschaft vor langer Weile zu bewahren sei, nicht wäre aufgeworfen worden, wenn es nicht Personen gäbe, die sich entweder selbst

in diesem leidigen Falle befinden, oder doch ihrem darinn stekkenden Nebenmenschen, aus Mitleid und Gutherzigkeit, zu Hülfe kommen möchten.

Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsazes glaubt, die Auflösung des Problems gefunden zu haben, und, indem er allförderst auf die versprochne Belohnung aus bewegenden Ursachen hiemit aufs solennste Verzicht thut, findet er sich, ebenfalls aus blosser Gutherzigkeit in seinem Gemüte gedrungen, solche der hochansehnlichen unbeschäftigten Gesellschaft, welche derselben auf eine oder andere Weise bedürftig zu sein scheint, in geziemendem Respekt mitzutheilen.

Die unbeschäftigte Gesellschaft verlangt vor langer Weile bewahrt zu

werden. Dieſes iſt ſchlechterdings auf keine Weiſe zu bewerkſtelligen, als wenn ſie beſchäftigt wird. Die Frage muſs alſo, um der Auflöſung fähig zu ſein, ſo geſtellt werden: Wie iſt es anzufangen, um einer Geſellſchaft, die nichts zu thun hat, oder nichts zu thun weiſs, oder nichts thun mag, etwas zu thun zu geben?

Hier entſteht aber wieder eine neue Frage, nämlich; ſoll dieſe Geſellſchaft *in Corpore*, oder jede einzelne Perſon in derſelben für ſich beſchäftigt werden?

Uns dünkt, das Beſte wäre, wenn für beides geſorgt würde; und dies iſt es auch, was der Verfaſſer des gegenwärtigen Verſuchs unternommen hat.

Alſo fürs Erſte: Wie iſt eine unbeſchäftigte Geſellſchaft, in ſo fern ſie geſellſchaftlich leben und ſich gemeinſchaftlich beſchäftigen, das iſt, amüſiren will (denn dieſe beiden Wörter können als vollkommen gleichbedeutend angenommen werden) auf eine der Natur einer ſolchen Geſellſcaft angemeſsne Art am leichteſten und zweckmäſsigſten zu beſchäftigen?

Ich antworte:

1) Man mache eine Proviſion von einer Anzahl artiger Kinderſpiele, deren es eine unzählige Menge gibt, und aus welchen etwa 36 der lebhafteſten und kurzweiligſten ausgeſucht werden könnten.

2) Diese Kinderspiele vertheile man auf 36 Tage, dergestalt, dafs auf jeden derselben Ein Spielchen komme, und dieses

3) spiele man dann den ganzen Tag (die Zeit des Frühstücks, Ankleidens, Theetrinkens und Nachtessens abgerechnet) an einem fort, so lange, bis die lange Weile, an welcher die Gesellschaft laborirt, entweder vergangen ist, oder bis eine angenehme Ermattung die sämtlichen Mitglieder derselben in einen sanften und süfsen Schlaf versenkt; welcher bekanntermafsen das allergewissefte und einzige *Universalmittel* gegen die lange Weile ist.

4) Sind die besagten 36 Kinderspielchen in 36 Tagen der Reihe nach durch-

gespielt, so fange man am 37sten Tage wieder von vorn an, und fahre damit fort, wie vorhin, bis zum 72sten; fange dann am 73sten abermals von vorn an, und treibe es immer so fort, bis die 36 Spiele insgesamt Zehnmal durchgespielt sind: da sich dann, ohne Adam Riesens Rechenbuch, gar leicht ergeben wird, dass man solchergestalt 360 Tage lang vor der leidigen langen Weile bewahrt worden ist; welches von 365 Tagen, woraus jedes gemeine Jahr besteht, gewiss mehr ist, als irgend ein unbeschäftigter Potentat in der Christenheit von sich wird rühmen können.

Was aber Zweitens das Mittel betrift, wie jedes einzelne Mitglied der unbeschäftigten Gesellschaft sich vor lan-

ger Weile bewahren kann, ſo nehmen wir uns die Freiheit, Eines in Vorſchlag zu bringen, von welchem wir uns verſichert halten, daſs ihm vor allen Möglichen der Vorzug gebühre, ſintemal es nicht nur fähig iſt, die angenehmſten Empfindungen und Vorſtellungen in dem Gehirn einer unbeſchäftigten Perſon hervor zu bringen, ſondern auch die Eigenſchaften hat, daſs erſtens nicht der mindeſte Geldaufwand, zweitens nicht das mindeſte Talent dazu erfodert wird, und daſs es drittens zu allen Zeiten, Stunden und Augenblikken in unſrer Gewalt iſt, welches von keiner andern Beſchaftigung oder Ergözlickeit geſagt werden kann. Da wir nicht gemeint ſind, uns mit fremden Federn zu ſchmükken, ſo bekennen wir aufrichtig,

dafs der Erfinder dieſes herrlichen Arkans der berühmte indianiſche Filoſof *Budda* iſt, von deſſen Jüngern und Nachfolgern ſolches bereits über 1500 Jahre lang mit beſtem Erfolg in Ausübung gebracht wird. Dieſes geheime Mittel hat auſser ſeiner erſtaunlichen Simplizität noch dieſe groſse Tugend, dafs man gar nichts dabei denken darf, und qualifizirt ſich alſo um ſo viel beſſer zum Gebrauch derjenigen, die aus Mangel an Beſchäftigung in Langweile zu verfallen pflegen, welches ihnen, wenn ſie denken wollten oder könnten, nicht begegnen würde. Es beſteht darinn, dafs eine ſolche Perſon ſtehend, oder ſizend, oder in horizontaler Lage (welches die beſte iſt) ohne das mindeſte zu denken, unverwandt und mit aller Aufmerkſam-

keit, deren sie fähig ist, auf die Spize ihrer eignen Nase sehen, und in dieser Kontemplazion ihrer *Nasenspize* ruhig, ununterbrochen und gedankenlos so lange verharren muss, bis sie von allem andern, was um sie her ist, nichts mehr gewahr wird; da dann, nach der Versicherung besagter indianischer Filosofen, eine *unendliche Menge der angenehmsten* Erscheinungen mit einer unbeschreiblich angenehmen Empfindung begleitet, diese Person in einen so wonnevollen Zustand versezen werden, dass der Filosof *Budda* kein Bedenken trägt, solchen eine wahre Vergötterung zu nennen.

Das einzige, was wir dabei nicht unbemerkt lassen dürfen, ist der kleine Umstand, dass dieses Mittel etwas starke

Nerven erfodert, und dafs alſo ſehr zarte oder gar nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich deſſen entweder gänzlich enthalten, oder wenigſtens, wenn ſie es ja verſuchen wollen, eine vertraute Perſon mit einer Flaſche engliſchen Salzes oder *Spiritus Nitri* bei der Hand haben müſſen, um ihnen ſolches, ſobald ſie in Ohnmacht fallen wollen, unter die Naſe zu halten. Wegen ihres Verſtandes aber können die Perſonen, die ſich dieſes Mittels gegen die lange Weile bedienen wollen, völlig ohne Sorgen ſein.

W.

XIV.

Madagaskarische Lieder.

Aus dem Französischen des R. Parni.

1.

Fremder.

Wer ist der König dieses Landes?

Thürhüter. Ampanani.

Fr. Wo ist er?

Th. In dem königlichen Hause.

Fr. Führe mich zu ihm.

Th. Kommst du mit offner Hand?

Fr. Ich komme als Freund.

Th. Gehe hinein.

Fr. Heil dem König Ampanani.

Ampanani. Weiſser Mann, ich grüſse dich. Sei mir willkommen bei mir. Was iſt dein Begehren?

Fr. Ich komme, dein Land zu beſuchen.

Amp. Gehe, wohin es dir beliebt, und ſchaue frei umher. Aber jezt nähern ſich ſchon die Schatten der Nacht. Die Stunde der Abendmahlzeit eilet herbei. Ihr Sklaven, breitet Dekken über den Boden! Leget weiche Bananenblätter darüber. Bringet Reis und Milch, und die gereifte Frucht des Baumes. Nelahe, komm herbei! das ſchönſte meiner Mädchen ſoll den Fremdling bedienen. Ihr, jüngern Schwe-

ſtern, erfreuet die Mahlzeit mit Tanz und mit Geſang. Dann, Nelahe, führe den Fremdling in die nahe Hütte! breite die Dekke über die Erde, und laſs ein weiches Bette von Blättern emporſteigen. Laſs den Gürtel, der deine jungen Reize bedekket, dir von der Hüfte fallen. Wann dir nun ſeine Augen das Verlangen der Liebe verkünden, wann ſeine Hand die deine ſucht, wann ſie zärtlich dich an ſich zieht, und er dir ſagt: „komm, ſchöne Nelahe, laſs uns die Nacht zuſammen ruhn!“ dann ſeze dich auf ſein Knie. Möge ſeine Nacht glücklich ſein, reizend die deine. Kehre nicht wieder, als bis die anbrechende Tagesſtunde dir in ſeinem Auge das Vergnügen der vergangenen Nacht leſen läſst!

2.

Wer wagt es, Ampanani zum Zorn zu reizen? Er nimmt seinen Hassagei, mit dem scharfen Knochen bewehrt, und schreitet durchs weite Feld. Sein Sohn geht an seiner Seite. Wie ein junger Palmbaum des Berges erhebt er sich von der Erde. Ihr reissenden Stürme, verschont die junge Palme des Berges!

Die Zahl der Feinde ist grofs. Ampanani sucht den Einen, und findet ihn. Tapfrer Feind, dein Ruhm ist glänzend! Der erste Wurf deines Hassagei hat Ampanani bluten gemacht. Aber nie ward dies Blut ohne Rache vergossen. Du fällst, und dein Fall ist deinen Kriegern das Zeichen der Flucht. Fliehend suchen sie ihre Hütten auf. Auch dahin verfolgt sie der

Tod. Schon rauchet das Dorf von der entzündenden Fakkel, und brennt zu Aſche.

Ruhig kehrt der Sieger zurück, und treibet vor ſich brüllende Heerden, gebundne Gefangene und weinende Weiber. Ihr unſchuldigen Kinder, lächelt eurem neuen Gebieter!

3.

Ampanani.

Mein Sohn iſt gefallen in der Schlacht. Weinet, Freunde, den Tod von eurem Königsſohne! Laſst uns ſeinen Leichnam tragen in das Wohnhaus der Toden. Die Mauern umher ſind hoch, und mit Häuptern gehörnter Ochſen geziert. Laſst keinen neugierigen Blick über den Wohn-

ort der Toden werfen. Sie ſind leicht zu erzürnen, ſchwer zu beſänftigen, und grauſam iſt ihre Rache. Weinet, Freunde, meinen Sohn!

Männer. Nicht mehr wird das Blut der Feinde rot von ſeinen Waffen rauchen.

Weiber. Nicht mehr werden ſeine Lippen fremde Lippen küſſen.

M. Die Früchte reifen nicht mehr für ihn.

W. Seine Arme umſchlingen nicht mehr den Buſen der Geliebten.

M. Nie wird er ſeine Freuden mehr ſingen unter breitſchattigen Bäumen.

W. Nie wird er der Geliebten am Abend mehr ſagen: komm, laſs uns noch einmal glücklich ſein!

Ampanani. Ihr habt meinen Sohn genug besungen. Lasst die Sorge der Freude Plaz machen, damit wir nicht morgen auch dahin gehen, wo er hingegangen ist.

4.

Mistrauet den weissen Männern, ihr Bewohner der Ufer! Zur Zeit unsrer Väter kamen die Weissen zu unserm Eilande. „Hier habt ihr Land, das unsre Weiber bebauen! Seid gerecht, seid milde, seid unsre Brüder!“ Die Weissen versprachens. Nun schlossen sie Wälle um sich. Eine Feste erhob sich drohend. Sie verbargen den Donner ihrer Schlünde. Ihre Priester wollten uns einen Gott aufdringen, den wir nicht kannten. Sie sprachen von

Gehorſam und Unterwerfung. — Eher den Tod! — Das Mezeln dauerte lang und war ſchrecklich. Sie ſchleuderten den Donner auf uns. Sie vernichteten unſre Heere: aber ſie wurden vertilgt.

Miſstrauet den weiſsen Männern!

Wir ſahen aufs neue die Würger. Zahlreicher und tapfrer als vorher. Sie errichteten ihre Zeichen an unſern Ufern. Für uns ſtritt der Himmel. Regen liefs er auf ſie fallen, und Stürme, und verpeſtete Winde. Sie ſind fort, wir leben, und ſind frei.

Miſstrauet den weiſsen Männern, ihr Bewohner der Ufer!

XV.

B l a n k a.

Aus dem Spaniſchen.

„Schön biſt du, Sennora, ſchöner,
Als der lichte Sonnenſtrahl.
„Könnt' ich dieſe Nacht hier ruhen
Ohne Rüſtung und Gefahr!

„Denn ſchon ſind es ſieben Jahre,
Seit ſie dein Getreuer trägt.

„Seine Haut iſt ſchwarz wie Kohlen,
Da er nie ſie abgelegt.“

Kehret ein, Sennor, und ruhet
Ohne Rüſtung und Gefahr:
Denn der Graf iſt jagen gangen
Auf die Berge Aguilar.

„Töd' ihm böſe Peſt die Hunde!
Raub' ihm ſeinen Falk der Aar!
„Von den Bergen bis nach Hauſe
Schleif' ihn rückwärts ſein Barbar!*)“

Alſo ſprachen ſie und thaten —
Unvermutet kam der Graf.
„Und was thuſt du, ſchöne Blanka,
Töchterchen von böſer Art?“

*) Ein barbariſches Pferd.

Ich, Sennor, kämm' mir die Haare,
Kämme sie mit grofsem Schmerz,
Dafs du mich allein so liefsest
Und entwendest mir dein Herz.

„Also sprichst du, schöne Blanka?
Töchterchen von böser Art.
„Wessen ist denn jener Zelter,
Den ich unten ward gewahr?“

Der, Sennor, ist meines Vaters,
Zum Geschenk Euch und zum Lohn.
„Und wefs ist denn diese Rüstung,
Neben auf dem Korridor?“

Die, Sennor, ist meines Bruders,
Zum Geschenk Euch und zur Zier.
„Und wefs ist denn diese Lanze,
Dir und mir vor Augen, hier?“

Nimm, o Graf, o nimm die Lanze,
Ende ſtraks mein Leben hier!
Denn den Tod, den Tod, o Guter,
Wol verdient' ich ihn an dir.

B.

XVI.

An die Herzogin Amalia.

Nach einer kleinen theatralischen Vorstellung gesprochen.

Den 24sten Oktober 1800.

(Diese Vorstellung geschah einige Täge vor der Aufführung von Paläofron und Neoterpe, worauf sich der Schluss bezieht.)

Die du der Musen reinste Kost gesogen,
Verzeihe diesen bunten Augenschmerz.
Dass maskenhaft wir heut uns angezogen
Ist auf den Brettern ein erlaubter Scherz.

Und billig bist du dieser Schaar gewogen;
Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz.
O! könntest du enthüllt das Innre sehen,
Es würden Ideale vor dir stehen.

Verehrung naht sich mit durchdrungnen Minen,
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Brust,
Die Treue folgt. Mit Eifer dir zu dienen,
Ist unabläßig ihre schönste Lust.
Bescheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Ist sich der stummen Sprache wol bewußt,
Und Wünsche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tausendfältges Glück herabzurufen.

So ſcheint ein Tempel hier ſich zu erheben,
Wo erſt der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erſcheinet nun in einem höhern Rang.
Dir ſegnet dieſe Schaar ein ſchönes Leben!
Und lächelſt du der Muſe leichtem Sang;
So höreſt du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas neuem dir das alte ſagen.

Göthe.

Inhalt.

Paläofron und Neoterpe. Ein Feſtſpiel zur Feier des 24 Oktobers 1800. *von Göthe* - - - Seite III—XXXVI.

I. D. Fenks Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau, von *Jean Paul Fr. Richter* S. 1

II. Das Gewitter, von *Fr. Brun, geb. Münter* - - - - - - - - 20

III. Hugdieterich und Hildburg, von *Fr. Majer* - - - - - - - 26

IV. Der frohe Junker, v. *E.* - - - 111

V. Die Nahen und Fernen, v. *E.* - - 113

VI. Die raſche Lebensreiſe, v. *E.* - - 115

VII. Ideenſpiele, v. *E.* - - - - 117

VIII. Elegieen, v. *A. S.* und *K.* - - 127

IX. Bertrand Du-Guesclin, v. *F. Majer.* S. 146
X. Persische Liebe, aus *Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.* - - - 194
XI. Chiron der Alte, v. *K.* - - - 197
XII. Der Bramine, v. *E.* - - - - 213
XIII. Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne? v. *W.* - - - 222
XIV. Madagaskarische Lieder, v. *K.* - 234
XV. Blanka, von *B.* - - - - - 242
XVI. An die Herzogin Amalia, von *Göthe.* - - - - - - - 246

Verbesserungen.

S. 29. Z. 8. l. schauen, statt schöne
— 37. — 4. — mit — von.
— 41. — 2. — verkehren — verwehren.
— 45. — 6. — Burgen — Bürger.
— 140. — 4. v. u. l. feindlichen, st. feidlichen.

Erklärung.

Um allen Misdeutungen vorzubeugen, erklärt die Redakzion, daß nur derjenige, den sie mündlich oder schriftlich dazu eingeladen hat, von ihr als ordentlicher Mitarbeiter des Taschenbuchs angesehen werden könne. Nur von ihnen oder, durch ihre Hände wenigstens, von andern werden in der Regel Beiträge angenommen, doch können unter verschiedenen Umständen Ausnahmen für fremde Aufsäze statt finden, jedoch unter folgenden Bedingungen:

1) müssen sie postfrei an die Verlagshandlung oder Redakzion eingesendet werden.

2) Muß sich der Verfasser dem Redaktör zu erkennen geben, welcher hingegen die strengste Verschwiegenheit, wenn es verlangt wird, gelobt.

3) Im Fall der Nichtaufnahme erfolgt die Zurücksendung nur, wenn sie begehrt wird, und zwar auf Kosten des Einsenders.

Unmöglich kann aber vom Redaktör gefordert werden, daß er die Ursachen der Zurücksendung jederzeit angebe, woraus eine endlose Korrespondenz entstehen würde. Die Zurücksendung enthält keine Verwerfung des Aufsazes überhaupt, sondern soll blos anzeigen, ohne sich auf Beurtheilung seines innern Gehalts einzulassen, daß in den gegebenen Umständen derselbe keinen Plaz in der Zeitschrift finden könne, was aus gar vielerlei Ursachen geschehen kann.

Sct

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seckendorf-Aberdar, Franz Karl Leopold von, 1775-1809

Neujahrs-Taschenbuch von Weimar

Weimar 1801
P.o.germ. 1361
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120077-8